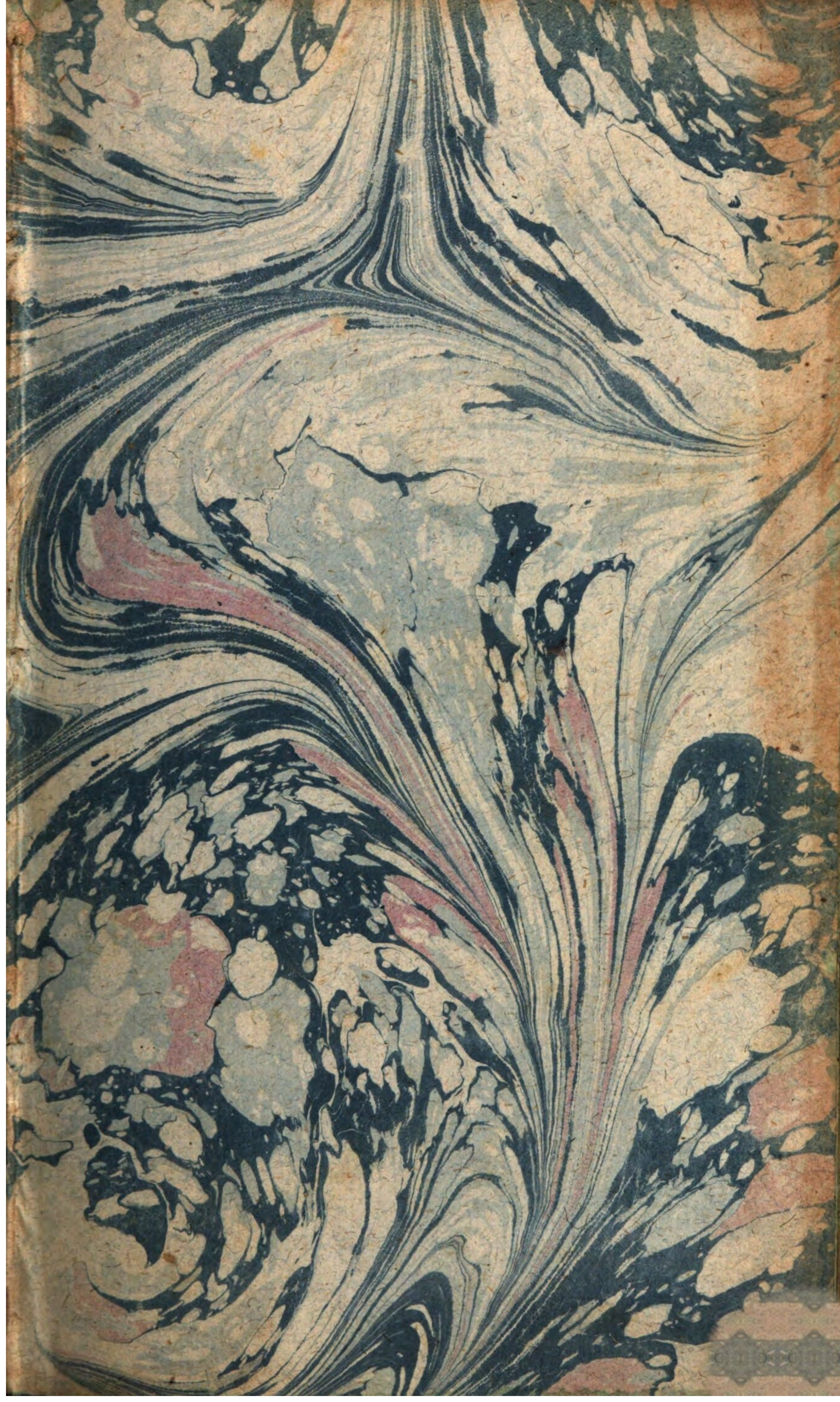








H. Sept. 167.

Fiche

~~И. Ф. 4145. а.~~

B r i e f e
ü b e r
S c h w e d e n
u n d

Schwedens neueste Verhältnisse.

Veranlaßt durch Acerbi's Reisen.

R
Aus
der Handschrift eines berühmten Schwedischen
Gelehrten

übersetzt und herausgegeben

von
Friedrich Rühs.

H a l l e,
bey Johann Jacob Gebauer.
1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

V o r r e d e
des
H e r a u s g e b e r s.

Der Herausgeber hatte anfänglich die Absicht,
eine Uebersetzung von Herrn Joseph Acerbi's Rei-
sen zu veranstalten: von den Mängeln derselben
überzeugt, bemühte er sich um Berichtigungen.

IV

Er hatte das Glück, sie aus einer sehr achtungswerthen Hand zu erhalten. Jener erste Plan ward zwar vereitelt; allein die Briefe, die er einmal besaß, schienen ihm auch, von ihrem ersten Zwecke abgesehen, so lehrreich und unterhaltend, daß er es für seine Pflicht hielt, sie bekannt zu machen. Es dürfte besonders jetzt, da so viele Ausländer über Schweden geschrieben haben, interessant seyn, auch einmal die Stimme eines Eingebornen zu vernehmen.

Ungeachtet die Uebersetzung mit Sorgfalt gemacht ist, so ist der Uebersetzer doch überzeugt, daß ein Theil der Schönheiten, die dem Original eigenthümlich sind, verlohren gegangen ist: dahingegen hofft er, nirgends der Treue Eintrag gethan zu haben. Nur wer es versucht hat, kennt die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, wenn man gerade einem schön geschriebenen Schwedischen Werke eine gleiche Form im Deutschen wiederzugeben strebt.

Au-

Ausser Acerbi's Zueignung, zur Vergleichung mit der im ersten Briefe enthaltenen Parodie, ist in den Beylagen auch das fünfte Capitel seiner Reise übersetzt. Es schien zweckmässig, Leser, denen sie fremde ist, gleichsam urkundlich, von der Unverschämtheit und Unwissenheit dieses Schriftstellers zu überzeugen; dies Capitel ist noch dazu in der Berlinischen Uebersetzung unterdrückt worden. — Freymüthigkeit geziemt dem Mann: aber sie hört auf, es zu seyn, wenn sie, wie es hier der Fall ist, jede Rücksicht verletzt, und in Verläumdung, in Schmähungen ausartet. Um die Strenge und die Indignation der gegenwärtigen Briefe völlig zu rechtfertigen, und mehrere Angaben verständlich zu machen, war der Herausgeber in der Nothwendigkeit, eine Arbeit, deren Aeussereien sein Gefühl und seine Ueberzeugung empörten, zu übersetzen; er hat daher so wörtlich als möglich übertragen, und Herrn Acerbi alle seine unrichtig angegebenen Facta, seine entstellten Namen, seine vortrefflich scharfsinnigen

Be-

Bemerkungen (z. B. über Luthers Religion, über die Journale, als den Barometer des Literaturzustandes in einem Lande u. s. w. u. s. w.) unbestritten und unverändert gelassen. —

Im December 1803.

E r s t e r B r i e f.

Mein Herr!

Ueber Ihren Voratz, Ihren deutschen Landesleuten eine Uebersetzung von Herrn Acerbi's Reise zum Nordcap zu liefern, wundere ich mich nicht. Es ist wahr, der Inhalt dieses Buchs ist, dem bedeutendsten Theile nach, nicht mehr eine wirkliche Reisebeschreibung, als die Beschreibung von Astolf's Wanderung nach dem Monde; doch was hindert dies? Wahrscheinlich ist es bey Ihnen, wie bey uns, man nimmt Alles entgegen, weil man des Neuen bedarf. Wer liebt es nicht, seiner Einbildungskraft mit einem Buche in der Hand tausend wunderbare Vorstellungen zu verschaffen? und hiezu dient Herrn

A

Acer-

Acerbi's Arbeit vortrefflich. Zwar ist es nicht Schweden in der Wirklichkeit, es ist *Schweden, satyrischer Roman, Schweden, Traum eines italiänischen Kopfes*; aber dies ist auch bey weitem lustiger.

In diesem Traum dünkt sich der Verfasser ein Genie zu seyn, das gedacht und gereift hat; er bildet sich ein, daß er Schweden, die Cultur, und die Einwohner des Landes, den Adel und die Bürger, die Gelehrten und Künstler, den Staat und das Privatleben beschreibt: er preist die Natur für sein edleres italiänisches Wesen. Es kommt ihm vor, als wenn die Plattheit unter dem Pole bey Göteborg anfangte; er wähnt, eine Menge schöner Dinge, Philosophie, Politik, Literatur, Mechanik, Naturgeschichte zu verstehen; er glaubt, daß er Gegenden, Landschaften und Ausichten, die er wirklich aus den Mappen Anderer entlehnt hat, nach der Natur aufgenommen habe; es scheint ihm sogar, daß er sein Buch in englischer Sprache abfaßt. — Ein langer, schöner Traum! Aber man muß sich wohl die Freyheit nehmen, ihn endlich daraus zu wecken.

Sie

Sie vermuthen, mein Herr, daß schwedische Leser kein besseres Urtheil über diese Arbeit gefällt haben, als aufgeklärte Ausländer. Sie fragen mich, was man in Stockholm dazu gesagt hat? Wer bey uns gern lacht, hat mehr Spafs davon gehabt, als man in andern Ländern, wo die beständigen Mißverständnisse des Verfassers natürlich weniger stark in's Auge fallen, haben können. Dahingegen verdriest die Ungebührlichkeit einiger Stellen diejenigen, die von einem ernsthafteren Character sind, und sie beurtheilen den Verfasser eben so, als Sie, mein Herr, einen Fremden beurtheilen würden, der, nachdem er in Ihrem Hause mit Wohlwollen und Höflichkeit aufgenommen worden ist, Ihnen, wenn er Sie verläßt, zur Dankagung Steine in die Fenster wirft.

Herr *Joseph Acerbi*, der Reisebeschreiber, hat sein gelehrtes Werk Herrn *James Acerbi*, dem Landmanne, zugeeignet. Nichts ist in sich schöner und edler, als die kindlichen Empfindungen, die er hier äußert: aber alsdann müßten sie auch wirklich wahr und aufrichtig seyn; wie ist es möglich, da sich der Verfasser bewußt ist,

dafs er seinem alten Vater, um ihm eine Freude zu machen, ein Buch anbietet, wovon der grösste Theil nur falsche Angaben, leichtsinnige Urtheile oder Beleidigungen der Ehre und des Namens von Personen, die er nie gesehen hat, und von denen er nicht einmal den geringsten Begriff zu haben scheint, enthält. Sollten diese Erinnerungen jemals vor Herrn Joseph Acerbi's Augen kommen, so frage er sein eignes Gewissen, ob seine Zueignung, um mit völliger Wahrheit geschrieben zu seyn, ihren gegenwärtigen Inhalt nicht etwa mit folgendem vertauschen müfste.

„*My dear Father!* Ich widme Ihnen meine
„Beschreibung eines, weit von Ihrem kleinen
„Landsitze entlegenen Reiches, wo ich einige
„Monate hindurch gegessen, getrunken, Musik
„gemacht und mich vergnügt habe; ich habe
„aber weder Zeit noch Geduld gehabt, es näher
„kennen zu lernen. Nehmen Sie, *dear Sir*, alles,
„was mir meine glückliche Erfindungskraft von
„der Beschaffenheit, der Cultur und den Ein-
„richtungen dieses ausgedehnten Landes, das
„ich, dem grössern Theile nach, durch die Wa-
„genfenster untersucht habe, eingegeben hat,
mit

„mit väterlicher Zufriedenheit entgegen. Mögen
„Sie mit Vergnügen lesen, was ich von seinen
„Königen und der Regierung, ohne die Politik
„und die Geschichte des Landes zu kennen, von
„dem Hofe und der vornehmen Gesellschaft,
„ohne jemals in den höhern Cirkeln erschienen
„zu seyn, von der Gelehrsamkeit, der schönen
„Literatur, der Dichtkunst und dem verschiede-
„nen Werth der Schriftsteller, ohne ein Wort
„von ihrer Sprache zu verstehen, geurtheilt habe.

„Sollte, der väterlichen Liebe ungeachtet,
„es Ihnen, *dear father*, gleichwohl vorkommen,
„als wenn ich hierauf zu wenige Untersuchung
„verwandt habe, so werden Sie finden, daß ich
„dagegen von andern Dingen nichts, ohne nach
„genauester eigener Prüfung, berichte. Würdi-
„gen Sie z. B. nur S. 64. mein Gemälde von
„Stockholm's Freudenmädchen, ihrem *kalten*
„*Temperament*, und den *verschwenderischen Gunst-*
„*bezeugungen*, die sie nichtsdestoweniger erzei-
„gen, nachzulesen: ich versichere Sie, *dear Sir*,
„ich spreche hievon mit völliger Sachkenntniß.

„Erinnern Sie sich besonders, *most hohonou-*
„*red Sir*, der unverdroßnen Mühe, die ich,
wäh-

„während meines Aufenthalts in Schweden, an-
„gewandt habe, um alle apocryphische Anecd-
„ten, alle vorgebliche Einfälle und Klatfchereyen,
„womit, wie Sie wissen, das Geschwätz in allen
„Ländern die Bosheit oder die Gedankenlofig-
„keit kitzelt, aufzutreiben. Obgleich von allen
„Männern von Ehre und gefunder Beurtheilung
„verachtet, habe ich es mir nicht beschwerlich
„fallen lassen, zu den niedrigsten Classen des
„Volks hinabzusteigen, um darauf zu lauschen:
„zu Ihres und zu meines Namens Ehre, habe
„ich so viel davon in mein Buch aufgenom-
„men, als ich entweder bey den Erzählungen zu
„verstehen glaubte, oder mich bey der Aufzeich-
„nung erinnerte, bisweilen auch (ohne Ruhm
„sey es gesagt) etwas darüber.“

„*Happy shall I be, Sir,* wenn die Lëctüre
„aller dieser Dinge, während sie Ihnen einige
„vergnügte Stunden schafft, Sie zugleich über-
„zeugt, daß die an meine Reise gewandte Zeit
„und Kosten nicht verlohren gewesen sind.“

Lassen Sie uns jetzt versuchen, mein Herr,
uns einen Begriff von diesen vergnügten Stunden
des alten Ehrenmannes zu machen. Wir wol-
len

len uns vorstellen, er lese die Beschreibung seines gelehrten beobachtenden Sohns an der Seite irgend eines besserunterrichteten Schweden oder Ausländers; indessen wollen wir den guten Vater noch nicht mit den grösseren, wichtigeren Fehlern dieser Arbeit betrüben; lassen Sie uns, uns im Anfang nur auf die Menge kleiner, zerstreuter Unrichtigkeiten, die auf jedem Blatte vorkommen, einschränken. Sehen Sie hier zur Probe, nur einen kurzen dialogisirten Prolog zwischen den beiden Lesern, so wie ich mir vorstelle, daß er etwa vorfallen könnte. Herr Acerbi giebt seiner italiänischen Phantasie einen solchen Schwung, daß auch wohl ein Schwede dadurch Lust bekommen kann, sich der feinigen ein wenig zu bedienen.

(Hr. James Acerbi, der Landmann, sitzt vor einem Tisch. Auf dem Tische liegt Joseph Acerbi, der Reisebeschreiber, in zwey Bänden in Quart. Der erste Band ist aufgeschlagen. Der alte Vater betrachtet das Gemälde vor dem Buche, und es freut ihn, daß sich sein Sohn mit dem Aeußern eines homme d'Esprit hat malen lassen. Neben dem Tische sitzt ein Fremder, der sein Ohr der Vorlesung leiht.)

— — *Der Oberste Peckling ward bey der Revolution 1772 in Enköping arretirt.* — Um Verzei-

zeihung, Signor, der Name war *Pecklin*, nicht *Peckling*. Der Oberste ward nicht in Enköping, sondern in einer andern Provinz und einer andern Stadt mit Namen *Jönköping*, wo sein Regiment lag, gefangen genommen. — Gut, Signor, mein Sohn hat sich in diesen kleinen Umständen geirrt. Lassen Sie uns fortfahren.

Der Oberste Pecklin ward nicht nach Gripsholm geführt, wie es von dem Verfasser des Lebens Catharina's II. und den beyden reisenden Franzosen berichtet wird. Es ist durchaus unmöglich, das Schloß Gripsholm zu bewohnen; es hat weder Dach noch Fenster. Er ward gleich nach Stockholm geführt, und nach Gustaf III. Tod auf die Festung Warberg gesetzt. — Halt, Signor, ich bitte ergebenst. Mit Unrecht bezüchtigt der Erzähler die beyden erwähnten Verfasser der Unwahrheit. Er selbst berichtet fehlerhaft. Gripsholms Schloß hat nicht nur Dach und Fenster; es ist in völlig gutem Stande, und hat sogar eins der glänzendsten Theater. Der Hof bringt daselbst oft mehrere Monate zu, wie jeder Mensch in Stockholm sehr wohl weiß, und der Verfasser hätte bey der geringsten Nachfrage davon unterrichtet werden können.

können. Was den Obersten Pecklin betrifft, so ward er gleich im August nach Gripsholm geführt, und fast daselbst bis zum Winter gefangen, da die Untersuchung in Stockholm ihren Anfang nahm. Nach des Verfassers Erzählung könnte man übrigens auf den Gedanken fallen, als wenn der Oberste Pecklin beständig zu Stockholm gefangen gefessen habe, bis das er nach dem Tode des Königs nach Warberg abgeführt ward; allein dies verhält sich keinesweges so. — Gut, Signor. Mein Sohn hat eine unrichtige Nachricht erhalten, oder den Zusammenhang vergessen. Weiter.

Die beiden Franzosen sagen in ihrer Reisebeschreibung, aus Mangel an topographischer Kenntniss, dass allein die Stadt Stockholm selbst auf einer Insel gebaut ist. Die Wahrheit ist, dass der Ort, den man Stockholm nennt, nicht auf einer, sondern auf sieben Inseln gebaut ist. Eine derselben heisst Riddarholmen, und dort ist das Stadthaus. — Halt, Signor, wenn es Ihnen gefällt. Der Erzähler selbst begeht in diesen wenigen Worten zwey ziemlich grosse topographische Fehler. Das Gebäude, das in Stockholm Stadthaus genannt wird, ist fast eine ganze englische Meile
von

von dem Ort, wovon er spricht, entlegen. Das *Rathhaus*, das hier gemeint seyn wird, liegt eben so wenig auf dem Ritterholm, sondern in der Stadt selbst, und macht eine Zierde derselben aus. Der Markt, worauf es steht, ist durch das Wasser und eine massive Steinbrücke ganz sichtlich von dem Ritterholm getrennt. Der Reisebeschreiber wohnte selbst mehrere Monate einen Steinwurf davon. — Gut, Signor, mein Sohn hat sich vermuthlich verschrieben.

Hier war es (auf dem Blasiusholm) wo die Hüte in König Albrechts Zeit 1389 die Grausamkeit begingen, 200 Schweden lebendig zu verbrennen. Ihre bekannte Gegenpartey, die Mützen, werden so genannt, weil sie, als ein patriotisches Kennzeichen, zum Unterschied von den Hüten, Mützen trugen. — Halt, halt, Signor, wohin nimmt der Erzähler seinen Flug? Gott bewahre, welche Einbildungskraft! Sechs englische Romanschreiber könnten sie unter sich theilen. Das, was er hier berichtet, hat er gewiss weder in irgend einem Buche gelesen, noch von irgend einem Menschen gehört. Die Parteyen, die bey uns Hüte und Mützen genannt werden, sind
nicht

nicht älter als seit 1738, oder, wenn man am weitesten zurückgehen will, als seit dem Reichstag im Jahr 1725, da die Frage über Schwedens Beytritt zur Wienerfchen oder Hannöverfchen Allianz entstand. Die Hütebrüder (Hättebrödren) in König Albrechts Zeit, fast 400 Jahre voraus, waren ganz etwas anders, und machten blos einen streifenden Schwarm aus. Unfre wirklichen Hüte und Mützen haben während unfrer berühmten Freyheitszeiten einander wechselsweise allerley kleine Undienste gethan, z. B. einander die Köpfe abgeschlagen u. d. m., aber keine von beyden Parteyen hat die andre lebendig verbrannt. Vermuthlich hat der Verfasser geglaubt, daß die 200 Menschen, die von den Hüten verbrannt wurden, bloße Mützen waren. Eben so wenig Grund hat die Behauptung, daß man jemals in Schweden Mützen als ein Zeichen des Patriotismus, oder zur Bezeichnung eines andern äußern Unterschiedes, als zwischen Männern und Weibern, getragen hat. — Signor, ich merke wohl, daß mein Sohn sich oft versehen hat. Aber giebt es bey Ihnen denn keine Bücher, die man zu Rathe ziehen kann? — Verzeihen

zeihen Sie mir, Signor; funfzig, hundert; und auf jedem Schritt Menschen, um nachzufragen. — Ist es Ihnen gefällig, fortzufahren?

Ein Quartier des Gartens zu Drottningholm wird Canton genannt, und ist eine Nachahmung der chinesifchen Bauart. — Halt, Signor, ich bitte um Entschuldigung. Das sogenannte China ist ein von Kanton unterschiedener Theil des Gartens; das letztere macht eine befondre Strecke von kleinen, auf gewöhnliche Schwedifche Art gebauten Häufern aus. Erlauben Sie mir, auch zu bemerken, dafs der grofse chinesifche Pavillon nicht, wie der Erzähler fagt, ein Dutzend kleinerer um fich hat; diese kleineren machen nur vier aus; die acht übrigen hat uns der Erzähler gefchenkt. — Gut, Signor; mein Sohn hat geglaubt, dafs sieben oder acht kleine fchöne Gebäude in dem königlichen Garten mehr der Erzählung nicht fchaden würden. Nun weiter.

Gustaf III. zeichnete fich in der Schmiedekunft aus, verfertigte vortreffliche Schlöffer und befchäftigte fich oft damit. — Wie, Signor? Gustaf III. verfertigte Schlöffer, Gustaf III. zeichnete fich in der Schmiedekunft aus? Soll dies eine politische

ſche Allegorie ſeyn? Will der Verfaſſer damit ſagen, daß dieſer groſſe Mann recht oft, wie man ſagt, das *Eiſen im Feuer* hatte, ſo mag der, übrigens ungeziemende Ausdruck, hingehen. Aber wozu denn dieſe Vergleichung mit den Mahometaniſchen Prinzen, die, wie er ſagt, gewöhnlich ein Handwerk erlernen, um ſich bey irgend einem Glückswechſel erhalten zu können? Guſtaf III., Signor, hatte ſo etwas nicht zu befürchten, und der Erzähler verunglimpft die Nation, worüber er König war; er entwarf Regierungsformen, Kriegspläne und bisweilen erhabene Schauſpiele; aber kein Sterblicher ſah ihn jemals beym Ambos ſchwitzen, und dieſe königliche Hand, die mit ſo überlegnem Verdienſt die Feder führte, hat gewiß niemals das Eiſen unter dem Schmiedehammer gewandt. Keiner in Schweden hat jemals ſo etwas geſagt oder gehört. Man weiß von dem Großvater des jetztregierenden Königs, König Adolf Friedrich, daß er bisweilen, um ſich Bewegung zu verſchaffen, drechſelte. Sehen Sie hier die ganze Veranlaſſung. Ihr Sohn hat wahrſcheinlich einige übelverſtandene Worte davon aufgehaſcht,

hafcht, woraus er nachher diese ganze Schmidsbetrachtung zusammengesetzt hat; indem er dabey nichts weiter, als nur die Zeit, die Person, die Sache und die übrigen Umstände veränderte. — Ich bin verdrießlich, Signor, daß mein Sohn so viele Unwahrheiten schreibt, und sich so schlecht unterrichtet hat. — Dies ist noch nichts, Signor; gefällt es Ihnen fortzufahren?

Alle solche Personen, die von der Krone Land oder Pensionen haben, sind verbunden, ihre Körper an den Anatomiesaal zu Åbo zur Section zu überlassen. — Bey allen Heiligen, Signor, wie kann man so etwas schreiben? Der Erzähler hätte wenigstens hinzusetzen müssen: *nach dem Tode*; obgleich nicht einmal dadurch die Lächerlichkeit viel geringer geworden seyn würde. Es kann seyn, daß es in Finnland irgend eine ähnliche Einrichtung giebt, wodurch gewisse höchst bedürftige Personen verbunden werden, auf diese Art für die Krankenpflege und die Unterstützung, die sie genießen, der Gesellschaft zu nützen. Aber welcher vernünftige Leser wird glauben, daß alle Pensionen und Belehnungen

gen

gen der Krone nichts anders als ein Handel um die Körper derjenigen sind, die sie besitzen? Dieser Vortheile erfreuen sich oft Männer von Rang und Verdienst um den Staat, oder ihre Wittwen und Töchter. Glauben Sie, daß irgend Jemand von diesen für eine lebenslängliche Pension seinen Körper verkaufen würde, um nach dem Tode, in Gegenwart einiger hundert zuschauender Jünglinge entblößt und zerschnitten zu werden? — Sie haben Recht, Signor. Dieser Mangel an Beurtheilung, den mein Sohn verrieth, verdriest mich. Die Reise hätte ihn doch formieren sollen! Ich fange an, mich vor dem Weiterlesen zu fürchten: doch lassen Sie uns, zum Versuch, noch ein wenig blättern.

Lund ist die älteste Stadt in Schweden, und hat einen Erzbischof. — Die Universität zu Upsala ward von Sten Sturen dem ältern 1346 gegründet. — Gustaf Wasa schenkte dieser Academie alle seine Erbgüter. — Die Schwedische Academie ward im Jahr 1788 gestiftet. — Die Academie der Wissenschaften hält ihre Zusammenkünfte auf dem Observatorium. — Åland ist 20 englische Meilen lang und 17 breit. — Åbo ward endlich 1743 von dem
Ein-

Einfall und den Grausamkeiten der Russen befreyt. — Jährlich wird auf Drottningholm ein Turnier gehalten. — Bergstädte werden solche genannt, die auf Bergen gebaut sind. — Am Johannistage begiebt sich die königliche Familie nach dem Thiergarten, und wohnt acht Tage unter Zelten. U. f. w. U. f. w. U. f. w. Nun, Signor, sagt mein Sohn in allen diesen Dingen die Wahrheit? Verzeihen Sie mir, Signor, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß keine einzige der angeführten Sachen sich auf die angegebene Art verhält. Lund ist nicht die älteste Stadt in Schweden. — Sigtuna, Upsala, Skara, sind alle älter. — Sie hat keinen Erzbischof. Nur ein einziger Prälat von diesem Range findet sich in Schweden, der seinen Sitz in Upsala hat. — Gustaf Wasa verschenkte niemals seine Erbgüter; er bedurfte ihrer zu seinem grossen Werk; es war Gustaf Adolf, sein Enkel, der sich so edelmüthig gegen die Wissenschaften bewies. — Die Schwedische Academie ward nicht 1786, sondern 1788 gestiftet, wie ein Jeder durch ihre Jettons, die allenthalben gefunden werden, erinnert wird. — Die Academie der Wissenschaften

ten hält ihre Zusammenkünfte nicht auf dem Observatorium; ſie hat ihr eignes Haus auf der *Neuſtraſſe* (*Nygatan*), ungefähr eine englische Meile davon, wie der Erzähler, der ihre Sammlungen beſehen hat, und alſo an Ort und Stelle gewefen iſt, hat wiſſen müſſen. — Åland iſt über 30 englische Meilen lang und eben ſo breit, welches der Verfaſſer eben ſo gut, als die ganze übrige hiſtoriſche und topographiſche Beſchreibung aus Tuneld's geographiſchem Werk hätte abſchreiben können. — Nicht erſt 1743 ward Åbo von dem Einbruch und den Gewaltthätigkeiten der Ruſſen befreyt. Eine lange Friedensruhe und zwey verſchiedene Freundschaftstractate von 1724 und 1735 waren ſeit 1721 dem Jahre 1741, da ſich der Krieg wieder entſpann, vorhergegangen. — Unter der gegenwärtigen Regierung ſind zu Drottningholm nur zwey Turniere gehalten worden; eben ſo viele zur Zeit Guſtavs und während der Minderjährigkeit gar keins. Dieſe Feyerlichkeiten ſind nicht jährlich. — Der Name Bergſtadt kommt nicht davon, weil die Stadt auf einem Berge liegt, ſondern weil ſie Bergbau treibt oder zum Gebirgs-

district gehört, welches von selbst begreiflich scheint. Solche Städte sind Nore, Linde u. f. w. — Niemals hat man die königliche Familie sich nach dem Thiergarten begeben, und 8 Tage unter Zelten leben sehen. Der König hält gewöhnlich, drey oder vier Wochen jährlich, ein sogenanntes Lager auf dem Ladugårdsfelde. — Der Taufend, Signor! Mein Sohn hat mir da zwey Bände voll lauter Unwahrheiten zugeeignet! Ein schönes Vergnügen, das er seinem alten Vater verschafft; wie wohl er das Reisegeld angewandt hat! Er sagt, er hätte sein Buch irgend einem berühmten Helden widmen können: ich hätte ihm dazu nicht rathen wollen, denn Leute solcher Art lieben es nicht, daß man sie in Berichten zum Besten hat.

Lassen Sie uns den Dialog nicht länger machen. Die Fortsetzung läßt sich ohne Schwierigkeit errathen. Ich weiß wohl, mein Herr, daß es gewisse Unrichtigkeiten giebt, die auch der wahrheitliebendsten Feder leicht entfallen, und wovor es einem Fremdlinge schwer ist, sich völlig zu bewahren. Wenn sie in einer guten Arbeit hier und dort vorkommen, so erfordert

es die Billigkeit, sie zu entschuldigen, und nur der Pedant kann sich ihre Aufdeckung zum Ruhm anrechnen. Aber alsdann ist es auch erforderlich, daß diese Arbeit wirklich gut ist, und daß diese kleinen Irrthümer nicht unzählich sind. Es ist ein Anderes, wenn sie auf jeder Seite, in jeder Erzählung vorkommen, wenn man von jeder Angabe, sie mag seyn, welche sie will, bey nahe vorausagen kann, daß man sie unfehlbar falsch befinden wird. Es ist besonders ein Anderes, wenn die ganze Erzählung fast nichts als eine große Masse von Verunglimpfungen ausmacht, die mit diesen tausend kleinen Flecken historischen, chronologischen, topographischen und biographischen Unrichtigkeiten überstreut ist. Als dann hat man auch Recht, den Leser selbst auf diese kleinen Dinge aufmerksam zu machen, um so mehr, da sie zusammen genommen, wenn nicht die völlige Ungeschicklichkeit des Verfassers zu dem Geschäft, dem er sich unterzogen hat, wenigstens eine Sorglosigkeit, eine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit beweisen; er kann, er muß nicht fordern, daß seine Käufer damit zufrieden sind. Man ent-

schuldigt einen — drey — zehn Fehler, man will sich aber nicht in allen Stücken zum Besten haben lassen.

Ich wage es, mein Herr, Sie zu versichern, daß allein die Aufrechnung verdrehter, nicht wiederzukennender Namen, verwechselter Personen, unrichtiger Angaben über ihren Zustand und ihre Verrichtungen, falscher Verzeichnisse von ganzen Corporationen (welches Alles Herr Acerbi mit einem einzigen Blick auf den gewöhnlichen Kalender mehrentheils hätte berichtigen können), einen weitläufigen Brief ausmachen würde. Unaufhörliche Mißgriffe der Art schmücken keine Reisebeschreibung. Sie führen den Fremdling, der die beschriebenen Gegenden besucht, irre, und erfüllen das Gedächtniß entfernter Leser statt mit wirklichen Kenntnissen nur mit leeren Träumen. Folgender historische Bericht eines sich in Stockholm aufhaltenden Ausländers wird zu einem kleinen historischen Probestück davon dienen können, und dürfte für den Leser vielleicht minder ermüdend seyn, als eine lange und nackte Liste von *Erratis*.

„Seit einigen Monden, schreibt er, verweile
„ich hier, wie Sie wissen, und habe die Absicht,
„gleich Andern, ein Buch über meine Reise her-
„auszugeben. Mein Zweck war besonders die
„Kenntniß gelehrter und geschmackvoller Män-
„ner oder andrer merkwürdiger Personen in Ih-
„rem Vaterlande. Im Anfang hatte ich in dieser
„Hinsicht keinen andern Wegweiser, als Herrn
„Acerbi's Reise, die letzte, die über Schweden
„erschienen ist, und also auch natürlicherweise
„die sicherste, der ich folgen konnte. Ich hatte
„sie um einen theuren Preis gekauft, und stu-
„dierte Tag und Nacht darin. Aber Gott be-
„lohne den Ehrenmann für alle die Treue und
„Wahrheit, womit der Fremde und Witsbegie-
„rige von ihm unterrichtet werden.

„Ich will nicht von der Zeit und Mühe spre-
„chen, die es mir gekostet hat, meine Zunge
„und meine Lippen zur Aussprache des wunder-
„lichen Wortes *Tpschruu* zu biegen, ohne wel-
„ches man, nach seiner Versicherung, in Schwe-
„den weder fortkommen, noch sich den unlenk-
„baren Schwedischen Postpferden verständlich
„machen kann. Ich habe nachher in der ganzen
Schwe-

„Schwedischen Sprache nichts, was einem sol-
„chen Worte, dem Laut oder der Schreibart
„nach, ähnlich wäre, entdecken können, und
„ich kann mit aller Wahrheit versichern, daß
„ich während der Reise nicht ein einziges We-
„sen, Pferd oder Mensch, gefunden habe, das
„etwas davon zu begreifen schien, mit welcher
„Wendung des Mundes ich es auch auszuspre-
„chen versuchte. Doch dies ist nichts: sehen
„Sie hier mehr.

„Sobald ich in Lund angekommen war,
„hatte ich nichts angelegeneres zu thun, als dem
„gegenwärtigen Bischofe meine Aufwartung zu
„machen. Ich hatte jüngst von ihm bey Herrn
„Acerbi gelesen, daß er ein eifriger Kantianer
„sey. Einer bessern Veranlassung bedurfte es
„nicht. Es freuet mich unendlich, sagte ich,
„bey meiner Ankunft in Schweden einem der
„vornehmsten Beförderer der kritischen Aufklä-
„rung meine erste Ehrfurcht bezeugen zu kön-
„nen; aber nichts würde mir schmeichelhafter
„seyn, als wenn der Herr Bischof die Gewogen-
„heit haben, und mich mit einem Exemplar des
„berühmten Commentars, worin er die Meinun-
gen

„gen des Königsbergischen Philosophen so gründ-
„lich erklärt hat, beschenken wollte. Der Bi-
„schof sah mich mit Verwunderung an, und
„antwortete nicht.

„Er hatte Grund dazu. Es giebt in Schwe-
„den keinen erklärtern Gegner des Kantianism
„und jeder Art von *Ism* in der Philosophie, so-
„bald er jünger als ein Jahrhundert ist. Und es
„war hiebey kein anderer Fehler von Herrn
„Acerbi begangen worden, als dafs Alles, bis
„auf den Namen und die Person, falsch angege-
„ben war. Sie wissen, mein Herr, und jetzt
„weifs auch ich es, dafs in Schweden nichts be-
„ser bekannt ist, als die Denkungsart dieses ge-
„lehrten Prälaten über philosophische Gegenstän-
„de, sein Verdienst darin war gewifs nie das der
„Neuheit, und fest von der Zuverlässigkeit der
„alten Vernunft überzeugt, ist er noch nie einen
„Schritt von der *Ratio sufficiens* zurückgewichen.
„Der Irrthum war nicht angenehm. Ich wollte
„ihn verbessern, fing die eine Periode mitten in
„der andern an, und fand es endlich am besten,
„den Besuch abzuberechnen. Dies, mein Herr,
war

„war der erste Dienst, den mir Herrn Acerbi's
„gelehrte Nachrichten leisteten.

„Es war Mittag. Voll Verdrufs über die-
„sen ersten Unfall begab ich mich nach einem
„Speisehause in der Stadt, wo ich in Gesellschaft
„mit einigen dort studierenden Jünglingen meine
„Mittagsmahlzeit einnahm. Um meine üble
„Laune zu verscheuchen, begann ich mit diesen
„Herren von einem und dem andern unter
„Schwedens ehemaligen grossen Männern oder
„Königen, z. B. einem *Binger*, *Weldeman*, *La-*
„*dislaus* und Andern, von denen ich ebenfalls
„bey Herrn Acerbi gelesen hatte, zu reden.
„Keiner verstand, wovon ich sprach. Wie lange
„regierte *Erich Puke*? fragte ich unter andern.
„Die jungen Herren lachten. Um das Gespräch
„auf irgend einen neuern Gegenstand zu leiten,
„fragte ich, wann der Friede in *Venslas* geschlof-
„sen ward? Man sah einander an und biß sich in
„die Lippen.

„Bey der Ankunft in Stockholm war ich
„bey einem Wachtmeister an der königlichen
„Oper abgetreten, und war darüber sehr ver-
„gnügt, weil mich dieser Mann zu mehrern Per-
sonen

„sonen, die ich aus Herrn Acerbi's Buch zu
„kennen glaubte, am besten zeigen konnte. —
„Eines Morgens, kurz nach der Ankunft, bat
„ich ihn, mich zum Theaterdirector *Lobet* zu
„führen, bey dem ich einen Besuch ablegen
„wollte. Der Mann sah mich verwundert an,
„und betheuerte, er wisse nicht, wen ich
„meine. — Nun, lebt Frau *Walther* noch?
„fragte ich ihn, und spielt sie noch immer mit glei-
„chem Beyfall? — Frau *Walther*? Nie hörte ich
„diesen Namen nennen. — Nun, aber Frau
„*Mello*, Herr *Kaistner*, Mamsell *Myaberg*, diese
„Personen will ich durchaus sehen und Sie müs-
„sen mich zu ihnen führen. Der Mann schüt-
„telte den Kopf und versicherte mich, in Stock-
„holm keinen Schauspieler, keine Schauspielerin
„mit diesen Namen zu kennen oder gekannt zu
„haben.

„Da ich wichtige Briefe aus meiner Hey-
„math erwartete, und, ihres sichern Empfangs
„wegen, einige Vorkehrungen treffen wollte,
„beschloß ich, den *Postmeister Frank* deshalb
„selbst zu besuchen, den ich auf dieselbe Art be-
„reits durch Herrn Acerbi kannte; ich erinnerte
mich

„mich besonders der Sarcasmen, zu denen ihn
„die Stelle, die ein bloßer Postmeister in der
„königlichen Academie der Wissenschaften ein-
„nimmt, veranlaßt. Ich bitte Sie, urtheilen
„Sie aufs Neue von meiner Verwunderung, als
„ich endlich, nachdem ich einige Zeit im Vor-
„gemache gewartet hatte, zu dem Postmeister
„hereingeführt ward, und ihn bereit fand, aus-
„zufahren; er trug ein großes Commandörs-
„kreutz an der Brust, einen gestickten Stern auf
„dem Kleide und einen noch größern auf dem
„Oberrocke. Er war von einigen fremden Her-
„ren umgeben, die ihm mit allen Zeichen der
„Achtung und Ehrfurcht begegneten. Bey Gott,
„dachte ich bey mir selbst, nur hier zu Lande
„weifs man die Postmeister zu schätzen. — Mit
„einer Verwirrung fragte ich nichtsdestoweni-
„ger, ob ich die Ehre habe, mit dem *Herrn Post-*
„*meister selbst* zu sprechen. Rund um mich er-
„hob sich ein allgemeines Gelächter. — Der
„alte Herr war der einzige, der nicht einmal
„den Mund verzog. Mit zwey oder drey Wor-
„ten berichtigte er den Irthum, und gab mir mit
„aller Artigkeit eines alten Hofmanns die Anwei-
lung,

„fung, die ich nöthig hatte. Bald nachher erfuhr
„ich, daß die sogenannte Postmeisterschaft in
„der Obergewalt über das Postwesen des ganzen
„Reichs besteht, und daß dieses Amt in Schwe-
„den mit keiner geringeren Würde, als der ei-
„nes Staatssecretärs, verbunden ist.

„Es war noch nicht genug. Nachdem es
„mir gelungen war, mir eine und die andere
„Bekanntheit zu erwerben, wollte ich durch
„die Zutritt zu einigen der gegenwärtigen Mit-
„glieder der drey Academieen, von denen von
„Herrn Acerbi das Verzeichniß mitgetheilt
„wird, zu erhalten suchen. Ich fragte daher,
„wann man die Ehre haben könnte, Sr. Excel-
„lenz dem Grafen *Duben*, Herrn Staatssecretär
„*Benzelfstjerna*, Herrn Baron *Adelcranz* und meh-
„rern aufzuwarten, und wo diese Herrn gegen-
„wärtig wohnten? — Bereits seit mehreren Jah-
„ren im Grabe, ward mir erwiedert. — Nun,
„aber die Herren *Leijuvahad*, *Angenström*, *Albretz*,
„*Everhand*, *Aichenholt*? — Solche Mitglieder hat
„es nie gegeben. — Ich sprach vom Bischof
„*Fleddin*, Admiral *Heding*, Hrn. *Franquell*, Hrn.
Her-

„*Hersparre*. Niemand konnte errathen, wen ich
„meinte. —

„Zu dem bejahrten Herrn *Acrel* ward ich
„auf Verlangen gewiesen. Ich vergaß nicht,
„die Krankheit seines jungen Neffen, der, nach
„Herrn *Acerbi's* Bericht, bereits so schöne Fort-
„schritte in den Wissenschaften gemacht hatte,
„und so gute Hoffnung von sich gab, mit der
„Zeit ein vortrefflicher Arzt zu werden, zu be-
„klagen. — Ich hörte, er sey schon todt. Ich
„fragte, in welchem Alter dieser geschickte
„Jüngling gestorben sey? In seinem 62sten Jahre,
„gab man mir zur Antwort.

„Sehr begierig, Herrn *Nordin's* Lebens-
„beschreibung berühmter schwedischer Männer
„zu lesen, eilte ich zu einem Buchladen, um
„mir die ganze Sammlung der Verhandlungen
„der Academie der schönen Literatur, worin
„nach der Nachricht, die Herr *Acerbi* davon
„gibt, diese Biographien eingeführt gefunden
„werden, zu kaufen. Es fand sich in derselben
„nicht ein Wort der Art. Als ich nach Herrn
„*Bolin's* *Schwedischer Geschichte* fragte, ahndete
„man kaum, von welchem Buche die Rede sey.

Aber

„Aber auf keinem einzigen Buchladen, und von
„keinem Gelehrten hab' ich die geringste Aus-
„kunft über die Arbeiten des großen schwedi-
„schen Chemisten Herrn *Echels*, oder nur von
„seiner Person erhalten können. Niemand hatte
„jemals davon reden gehört.

„Lange hatte ich gewünscht, mit dem be-
„rühmten Herrn *Blom*, der nach *Acerbi's* Ver-
„sicherung zu gleicher Zeit Bergmeister in Fahlun,
„Doctor der Heilkunde, Rathsherr in Stockholm
„und Mitglied der königlichen Academie der
„Wissenschaften seyn sollte, bekannt zu werden.
„Ich fing damit an, bey ihm Nachrichten über
„die Fahlugrube, ihren Ertrag und ihre Einrich-
„tungen zu suchen; er war nicht Bergmeister. —
„Ich begehrte seinen Rath in Rücksicht auf meine
„Gesundheit, und reichte ihm mit Höflichkeit
„meinen Puls zur Untersuchung: er war nicht
„Doctor. — Ich fragte ihn, ob er oft den Zu-
„sammenkünften der königlichen Academie der
„Wissenschaften beywohne? Niemals, antwor-
„tete er. — Aber warum denn niemals, fragte
„ich wieder mit Verwunderung. Sein Grund
„war gut; er war kein Mitglied.

„Nun

„Nun warf ich im Aerger meinen Acerbi
„unter den Tisch, und beschloß, ihn nie wieder
„zu öffnen. In dem Augenblick erhielt ich ei-
„nen Brief, daß die Augenkrankheit meines
„Bruders merklich zunehme, und daß die Aerzte
„in Verlegenheit wären. Mir fiel dabey ein,
„daß ich bey Herrn Acerbi von einem gewissen
„Odelius, der vordem Augenarzt und zu seiner
„Zeit nicht ohne einigen Ruf gewesen war, gele-
„sen hatte, aber ich hatte auch auf derselben
„Stelle gelesen, daß der alte, abgelebte Mann
„gegenwärtig so herunter gekommen, und an
„Leib und Seele so äußerst geschwächt sey, daß
„weder Gedächtniß noch Begriffe mehr bey ihm
„übrig wären. Indessen was schadet es doch,
„dachte ich, wenigstens zum Versuch seine Be-
„kanntschaft zu machen? Wenn das alte Ge-
„schöpf nicht mit mir zu reden vermag, so kann
„ich es ja unbeschwert lassen. In diesen Gedan-
„ken begab ich mich zur *Königsinsel* (Kungs-
„holm).

„Der Erste, dem ich auf der Strasse, wo
„er, wie ich wufte, wohnen sollte, begegnete,
„war ein Mann von auffallend großer Beweg-
lich-

„lichkeit, und der es, weil er mir mehr zu lau-
„fen als zu gehen schien, eilig haben mußte. Er
„war ziemlich groß und untersetzt: das Gesicht
„rund, völlig und reich an Farbe; die Beine
„stark, die Waden voll von Muskeln, und die
„Schultern wie Berge. Er trug eine sehr schön
„gepuderte Peruke, den Hut, obgleich das Wet-
„ter schlecht war, unter dem Arm, und in der
„Hand ein dickes spanisches Rohr. Nach einer
„Entschuldigung, daß ich ihn in seinem Laufe auf-
„halte, bat ich ihn, mich zu dem Augenarzt,
„Herrn Odelius, zu zeigen. Da ich ihn bey
„diesem Namen schmunzeln sah, glaubte ich, es
„sey über meine Unwissenheit: ich weiß, setzte
„ich deswegen hinzu, und es ist auch unter den
„Ausländern sehr wohl bekannt, daß dieser einst
„berühmte Arzt *seit lange seinen Ruf überlebt hat,*
„*und durch das Alter so herunter gekommen ist,*
„*daß er sogar das Bewußtseyn seiner eignen Exi-*
„*stenz verloren hat* — — — Ich hatte nicht
„Zeit, diese Worte auszusprechen. Der Mann,
„mit dem ich redete, machte einen langen
„Schritt zurück und betrachtete mich vom Schei-
„tel bis zur Sohle. Ich sah seine Augen funkeln
und

„und die Hand sich mit einer ganz unwillkühr-
„lichen Bewegung um das spanische Rohr schlie-
„ßen. Mit einem Worte, urtheilen Sie von mei-
„ner Verwunderung, es war Odehlius selbst,
„ein Mann, dessen verdienter Ruf als ein gelehr-
„ter Arzt in seinem Vaterlande eben so wenig
„durch die Jahre vermindert ist, als seine Ge-
„sundheit und Körperkräfte.

„Ich will meinen Brief nicht mit der Er-
„zählung mehrerer, durch Herrn Acerbi's bestän-
„dige Verwirrungen der Namen und Personen
„veranlafster Unglücksfälle dieser Art verlängern.
„Ich bin froh, mein Herr, daß die Bekannt-
„schaft mit Ihnen und Andern mich endlich in
„den Stand gesetzt hat, zuverlässigere Nachrich-
„ten zu erhalten.”

So weit dieser Fremdling; seinem Bericht,
er mag nun für Ernst oder einen bloßen Scherz
genommen werden, fehlt wenigstens nichts, um
völlig wahr seyn zu können. Aber um Herrn
Acerbi's Arbeit zu beurtheilen, muß man un-
partheiischer als er selbst seyn, und mit gerech-
tem Ruhme das wirklich Gute derselben von
dem, worüber jeder Mann von Billigkeit und
Kennt-

Kenntnissen nothwendig entweder lachen oder sich ärgern muß, unterscheiden. Was hier gesagt worden ist, und weiter gesagt werden wird, geht eigentlich den am meisten vernachlässigten Theil derselben, die Reise durch Schweden und ihre Beschreibung, an. Herr Acerbi giebt zwar in einigen Worten seine Absicht zu erkennen, sich weniger bey diesen öfter beschriebenen Gegenständen aufzuhalten; aber eine solche Aeufserung scheint ihn nicht zu den beständigen Unrichtigkeiten, falschen Urtheilen und persönlichen Beleidigungen, die diese Abtheilung seines Buchs im Ueberflufs enthält, zu berechtigen. Sie werden, mein Herr, schwerlich eine Seite in derselben finden, die nicht die äußerste Unbekanntschaft mit fast allen Dingen bey uns verräth, und die im Grunde etwas anders ausmacht, als entweder leichtsinnige Züge der oberflächlichsten Beobachtungsgabe, oder eine lächerliche Compilation von allem dem losen, lügenhaften Geschwätz, das der Verfasser, Gott weifs in welcher Gesellschaft, aufgehascht, und wovon er schon bey'm Niederschreiben den Zusammenhang halb vergessen hat. Alles dasjenige

C

also,

also, was Schweden, die Landschaften dieses Reichs, den Ackerbau, die Staatskenntniß, die Regierung, das Hof- und Stadtleben, die Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, den Umgang, die Wissenschaften, die schöne Literatur angeht, mit einem Wort, alles das, was Kenntniß, Untersuchung, Beurtheilung, Gerechtigkeit voraussetzt, — suchen Sie nicht bey ihm, Sie werden es nicht finden. Lassen Sie ihn dagegen den Anblick eines Wasserfalls, die Aussicht von einer Brücke, das Schauspiel einer Feuersbrunst, sogar einen bloßen Wasserkarren beschreiben; setzen Sie ihn bey Griffelhamn in den Schlitten, lassen Sie ihn die Eisfahrt und das Durchgehn der Pferde auf dem Alandschen Meer, die Schneewege jenseits Uleåborg, die finländischen Gegenden und Hütten, Stubenscenen von Kindern, alten Weibern und Bierfiedlern, die Bärenjagd, den Seehundsfang, den Nordschein, den Lappländischen Frühling, mit einem Worte, alle Gegenstände, die sich während der Reise seinen äußern Sinnen darboten, und zu deren Darstellung nur das Auge oder das Ohr, keine Beurtheilungskraft erforderlich war, und Sie
wer-

werden dann in ihm einen Maler finden, sein Stil hat Farben und gefällt, ungeachtet einer Menge Zusätze von seiner eignen Erfindung. Die Topographie der Oerter, die, so wie die, obgleich ohne eigne Kenntniss, nach zufällig erhaltenen Verzeichnissen mitgetheilte Nachricht von ihren Naturerzeugnissen aus unsern bekannten Büchern abgeschrieben ist, kann ausländischen Lesern einige Dienste leisten, ungeachtet mehrerer bey'm Abschreiben begangner Fehler, die mit geringer Aufmerksamkeit hätten vermieden werden können. Dies über Herrn Acerbi's Arbeit im Allgemeinen. Meine folgenden Briefe sollen sich auf den besondern Theil derselben, der mir eine Erinnerung zu verdienen scheint, beziehen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Nachschrift.

Eben, da ich im Begriff war, diesen ersten Brief abzusenden, erhielt ich des Herrn Obristen und Ritters Sköldebrands Supplement zu seiner Reise zum Nordcap. Diese kleine Schrift vereinigt, wie Alles, was ich von dieser Hand gesehen habe, den feinen Geschmack und den arti-

gen Ton des Weltmannes mit dem Talent eines wirklichen Schriftstellers. Man sollte kaum glauben, wenn man Hrn. Acerbi's Arbeit mit den Erinnerungen darüber vergleicht, daß die erstere unter Italiens glücklichem Himmel hervorgebracht ist, und die letzteren ein durchaus nordisches Erzeugniß sind: man sollte das Gegentheil vermuthen. So gewiß ist es, daß man in unsern Tagen nicht mehr nach dem Klima, in welchem man geboren wird, sondern nach seiner individuellen Natur, roh oder gebildet ist. Die Erinnerungen des Herrn Obristen und Ritters dürften mehrere der meinigen überflüssig machen; indessen da die gelinde Hand, womit der Verfasser des Supplements seinen reichen Gegenstand behandelt, noch vieles unberührt für einen Nachfolger übrig gelassen hat, so glaubte ich nicht, daß er mir in allen Stücken zuvorgekommen sey. Ich werde also fortfahren, und mich nur, wo meine Anmerkungen mit diesen bereits herausgekommenen zusammentreffen, durch eine solche Uebereinstimmung doppelt stark halten.

Zweyter Brief.

Mein Herr!

Der Artikel *Reisen*, und die Beschwerden, die sie in unserm Lande begleiten, machen den ersten Vorwurf für Herrn Acerbi's beschreibende Beredsamkeit aus. Hat er die Fremden abschrecken wollen, nach ihm Schweden zu besuchen? Er hat wenigstens ein offenes Interesse dabey. Jeder gerechte Ausländer, der sein Buch gelesen hat, und im Stande ist, es mit der Wirklichkeit zu vergleichen, wird ihm nothwendig einen Namen geben, den kein Erzähler zu erhalten wünscht.

Nach dem Gemälde, das er aufstellt, sollte man Schweden beynahe für ein wildes Land halten, wo es keine Einrichtung zur bequemen Gemeinschaft zwischen den Landesörtern giebt, wo jeder Eingeborne auf seinem Erdflecken, unzertrennlich von ihm, vegetirt, oder nur
allein

allein seine Scholle umwandert, und wo man, um fortzukommen, sich keines bessern Mittels bedienen kann, als zu Fuß zu spatzieren. Bald kann ein fremder Reisender sein eignes Fuhrwerk nicht gebrauchen, bald wieder nicht seinen eignen Kutscher, weil er nicht die Sprache der Pferde versteht. Bald sind die Pferde zu klein und kraftlos, bald zu wild und unlenkbar; bald laufen sie zu stark, bald stehen sie zu plötzlich. Nicht weniger als sieben bis acht Pferde vor einem mässigen Wagen, die sich gleichwohl niemals in dem Geschirr mit einander vertragen, und von denen das eine hierhin will, wenn das andere dorthin zieht, das eine still stehet, wenn das andere läuft. Nicht weniger als fünf bis sechs Postbauern um den Wagen, die damit anfangen, gegenseitig ihre Pferde zu peitschen, und damit aufhören, sich unter einander selbst zu raufen. Zu diesem poetischen Gemälde fügt Herr Acerbi noch die Theurung, die, nach seiner Behauptung, grösser als in irgend einem andern Lande, ausser in England, ist.

Hiebey ist es sehr lustig, dafs er die Bezahlung eines in Kopenhagen genommenen Kutschers
und

und das Reisegeld zu seiner Rückkehr unter die unvermeidlichen Ausgaben auf einer Reise in Schweden rechnet.

Sehen Sie hier, mein Herr, nicht etwa eine poetische Beschreibung, sondern reine und wahre, durch die Erfahrung aller einheimischen und aller fremden Reisenden bestärkte Prosa. Sie können mit Ihrem eignen Wagen, wie er auch beschaffen seyn mag, nach jedem Orte in Schweden kommen, wohin Sie wollen; auf allen Wegen, jede 5te, 6te, 7te Viertelmeile, finden Sie, auch unbestellt, Pferde für sich in Bereitschaft. Selbst bey schlechten Wegen werden Sie selten mehr als zwey, drey oder vier gebrauchen; statt von einer Menge begleitender Postbauern beschwert zu werden, werden Sie im Gegentheil, selbst wenn Sie mehrerer nöthig haben, schwerlich mehr als einen einzigen auftreiben können. Wenn Ihr Kutscher die Zügel zu führen versteht, kann er auch die Schwedischen Pferde regieren, welche Sprache er übrigens reden mag. Haben Sie einen einigermaßen leichten Wagen, so machen Sie im Sommer auf diese Art mit zwey Pferden 6 oder 700 englische Meilen

len für weniger als fünf Pfund Sterling. In welchem Lande reiset man mit seinem eignen Wagen für einen gleich wohlfeilen Preis? In wie vielen findet man bessere Wege als in Schweden? Auch wer kein eignes Fuhrwerk hat, findet es auf jeder Station, wenigstens leidlich, nach Gefallen für ein oder zwey Pferde.

Entspricht eine solche Einrichtung nicht an Güte wenigstens den in andern Ländern gewöhnlichen Postwagen? Man vergleiche die Bequemlichkeit, auf vorhin erwähnte Art während der ganzen Reise sein eigener Herr zu seyn, allein oder in selbstgewählter Gesellschaft reisen zu können, fahren oder ruhen, essen oder schlafen zu dürfen, in welcher Stunde man für gut findet; — man vergleiche, sage ich, diese Vorzüge mit dem Zwange, in einen öffentlichen Postwagen, unter unbekannte und oft die schlechteste, schmutzigste Gesellschaft eingesperrt zu werden, genöthigt zu seyn, das elendeste Geschwätz anzuhören, und in Hinsicht auf die Stunden des Fahrens und der Ruhe, des Essens und des Schlafs unter dem unwillkührlichen Befehl des Postknechts zu stehen.

Herr

Herr Acerbi beklagt sich danächst sehr über den Mangel an Wirthshäusern: nicht ein einziges, sagt er, findet sich selbst in der Hauptstadt; dagegen, versichert er, kann man in keinem Theile Italiens so weit als von Helsingborg nach Stockholm (einige und 60 Schwedische Meilen) reisen, ohne zu 50 Städten zu kommen, die es insgesammt an Pracht, Zierlichkeit und allen Bequemlichkeiten des Lebens mit Schwedens Hauptstadt aufnehmen, wenn sie dieselbe nicht übertreffen. Es ist mir unmöglich, mein Herr, mich hiebey nicht der Aeufserung Ihres berühmten Landsmanns, Herrn *Schlözers*, über einen gewissen Geschichtschreiber zu erinnern: *Dieser Mann ist Patriot, sagt er, er lügt unverschämt zur Ehre seines Vaterlandes.*

Denkt Herr Acerbi an das, was er schreibt? Sieht er nicht ein, daß 50 solche Städte auf einem Raum, der wenig gröfser ist als 50 Schwedische Meilen, nach welcher Seite die Reise angestellt werden mag, nothwendig das Land einnehmen würden und nicht subsistiren können? Glaubt er, daß kein jetzt lebendes menschliches Wesen in Schweden, England, Deutschland,
jemals

jemals in Italien gereist ist? Da er sich so ganz nach eignen Gefallen die Freyheit genommen hat, die Reisen in Schweden zu mahlen, so erlaube er wenigstens dafür einem Schwedischen Reisenden, ihre Beschaffenheit in seinem eignen gepriesenen Vaterlande nach der Wahrheit zu schildern; das heist, die Posten, die Wirthshäuser in denselben, und besonders diese Menge berühmter Städte, *die an Pracht, Schönheit und allen Bequemlichkeiten des Lebens selbst die Schwedische Hauptstadt übertreffen.* Sehen Sie hier ein kleines Stück aus einem solchen Reisejournal, für dessen Zuverlässigkeit ich einstehe. Sie werden finden, mein Herr, daß die Hauptperson, die diese Reise machte, einige grössere Ansprüche an eine aufmerksame Begegnung hatte, als Herr Acerbi in Schweden. Dieser Reisende war der Herr Graf von *Haga*; es ist eine ausgezeichnete Person seines voraus gesandten Gefolgs, die spricht.

— — — „In *San Benèditto*, zwischen Mantua und Modena, fanden wir keine Pferde, obgleich sie bestellt waren. Wir mußten vier Paar Ochsen vor unsern Wagen spannen lassen.

Die

„Die Fuhrleute gingen nebenher und lenkten
„mit der Stimme und einer langen Ruthe, ohne
„Zügel. Aber der Zug ging so langsam, daß
„wir in drey Stunden nicht mehr als fünf italiä-
„nische ($\frac{5}{6}$ schwedische) Meilen zurücklegten.
„In *Nuovi*, dem nächsten Posthause nach S. Bene-
„ditto, entstand durch Mangel an Pferden eine
„neue Verzögerung. Obgleich sie spät in der
„Nacht ankamen, wurden wir durch allerley
„Vorwände bis zum folgenden Morgen aufgehal-
„ten. Unsere alten Postillons erboten sich zwar,
„uns zu fahren, sie verlangten aber mit sechs
„Pferden für eine Station ($1\frac{1}{2}$ schwedische Mei-
„len) vier Zechinen, die ungefähr eben so vie-
„len Schwedischen Ducaten gleichkommen. Das
„Nachtlager im Wirthshause war so schlecht,
„daß wir den Wagen bequemer fanden. Ein
„elendes, graues, unausgebacknes und trocknes
„Weizenbrod, ein Stück Käse, und einige Eyer
„waren alles, was wir zu essen bekommen konn-
„ten. — In *Carpi*, einer bischöflichen Stadt,
„die wir darauf durchfahren, aßen wir im
„Wirthshause Frühstück, das für drey Personen
„nur in einem Stück Käse und Brod, und einer
Bou-

„Bouteille so sauren Weines bestand, dafs er unmöglich getrunken werden konnte; dies Frühstück ward mit einer Zechine bezahlt.

„Das Schauspiel in *Modena*, eine Tragödie, die den Raub der Sabinerinnen vorstellen sollte, war so schlecht, dafs ich nicht mehr als zwey Aufzüge aushalten konnte.

„Zwischen *Modena* und *Bologna* passirten wir den Fluß *Panaro*. Eine Fähre war nicht vorhanden; wir mußten quer durch den gesunkenen Strom fahren, worauf uns das Fährgeld gleichwohl abgefordert ward und erlegt werden mußte. Dasselbe begegnete uns auf mehreren Stellen.

„In *Torrinieri*, einem Posthause nicht weit von *Siena*, wo wir den 22sten December die Nacht zubrachten, führte der Eingang zu unsern Zimmern durch den Stall, welches in italienischen Wirthshäusern nichts ungewöhnliches ist. Unfre Abendmahlzeit bestand in einer ungenießbaren Suppe und zähen Hühnern, die auf dreyerley Art angerichtet waren, gekocht, gedämpft und gebraten. — In der Stadt *Aquapendente* im Kirchenstaat, wo wir aus Mangel
an

„an Pferden mehrere Stunden warten mußten,
„wurden für einige Eyer, einige Scheiben Mett-
„wurst und ein halbes Huhn $2\frac{1}{2}$ Zechinen be-
„zahlt. — Das Posthaus *Monte Rossi* hatte keine
„Thüren vor dem Gastzimmer, einen unerträg-
„lich rauchenden Heerd und Stuben ohne Fen-
„ster, die blos mit hölzernen Laden versehen
„waren; in Italien nichts ungewöhnliches. Ein
„altes Rad, das wir aus Noth für eins, das von
„unfern zerbrochen war, nehmen mußten, ward
„mit 6 Zechinen bezahlt.

„Die Stadt *Velletri* im Kirchenstaat ist ziem-
„lich groß, aber leer und ohne Leben. Das
„Wirthshaus, wo wir die Nacht, den 29sten
„Januar, zubrachten, war schlecht, und die
„Zimmer wurden beym Einheizen mit Rauch
„angefüllt. Ein solches Nachtlager hatte *Horaz*
„in Campanien, Sat. I, 5.

„*Puzzuoli* (das alte *Puteoli*) in Neapel ist
„eine Stadt von mehrern tausend Einwohnern,
„aber schlecht gebauet, unrein und klein; in
„der Entfernung gleicht sie bloßen niederge-
„brannten Mauern, eine Aussicht, die sie mit
„den meisten kleinen italiänischen Städten, we-
gen

„gen der flachen Dächer und der leeren Löcher
„statt der Fenster, theilt. Die Menge der Bett-
„ler verrieth hier, wie in den meisten italiäni-
„schen Städten, groſſe Armuth.

„*Eboli*, eine Stadt in Neapel, nicht weit
„von den bekannten Pestischen Ruinen, ist
„schlecht. Wir hatten Befehl, daselbst das
„Nachtlager für den Herrn Grafen von Haga zu
„bestellen. Dies Geschäft war schwer. Das
„Wirthshaus war abgelegen und hatte nicht mehr
„als zwey Betten. Ein Franziskanerkloster, das
„darauf in Betrachtung kam, hatte allzukleine
„Cellen und nur harte Madratzen. Endlich bo-
„ten zwey Bürger ihr Haus an. Es war ohne
„Fenster, blos mit hölzernen Laden versehen,
„und voller Spinngewebe und anderer Unrein-
„lichkeiten. Die nackten Steinwände waren
„schmutzig und befleckt. Licht war für Geld
„nicht zu haben; allein die Noth hatte kein Ge-
„setz. Wir nahmen das Anerbieten an, und der
„Herr Graf von Haga war mit unserer Anstalt
„zufrieden.“ — (Herr Acerbi ist ein wenig
„schwieriger. *Reflexion des Abschreibers.*)

„Schmutz

„Schmutz und Unreinlichkeit sind in vielen
„der größten italiänischen Städte auf die unan-
„genehmste Art allgemein. Roms vorzüglichste
„Denkmäler sind mit Kothhaufen umgeben.
„Selbst in den Gängen des königlichen Pallastes
„in Neapel sah ich dergleichen widerliche
„Sammlungen. Man brät Kastanien bey ranzi-
„gem Oel draussen auf den Gassen zum unbehag-
„lichsten Geruch für die Nase. Statt unserer
„netten Fischergänge ist überall, in Buden und
„auf offnem Markte, der Gestank der rohen Fi-
„sche unerträglich. Statt unsrer schönen Schläch-
„terhäuser hängt das Fleisch, wohin man kommt,
„wie Aushangeschilder in den Hallen nach der
„Strasse, und das Blut fließt überall in den Rinn-
„steinen, u. s. w.“ — — — —

Wohlan, findet sich Herrn Acerbi's italiäni-
scher Stolz durch diese Wahrheiten sehr ge-
schmeichelt? Reiset man so vortrefflich in sei-
nem Vaterlande? Und diese unvergleichlichen
Städte, die man auf jeder Schwedischen Meile
antrifft, und die alle schöner, prächtiger, an
allen Reizen des Lebens reicher, als selbst die
Hauptstadt Schwedens sind, — auf welchem
Pla-

Planeten liegen sie? Sollte nicht eine von ihnen zum Beyspiel *Ronciglione* im Kirchenstaat seyn?

Zwischen Helsingborg und Stockholm wirft Herr Acerbi einen flüchtigen Blick aus seinem Korbwagen auf den Schwedischen Ackerbau und die Cultur des Bodens. Es ist für ihn genug, um hernach Europa darüber zu unterrichten. Seine Lectionen an unsre Landwirthe über die Bereitung des Ackers und die Forstwirthschaft kommen an Gründlichkeit denen, die er weiter unten unsrer Wissenschafts - Academie in der philosophischen Eintheilungslehre giebt, völlig gleich. Schon die beyden guten und gründlichen Angaben, daß Weizen bey uns blos in Schonen und Upland wächst, und daß die Unfruchtbarkeit gewisser Gegenden von der Verminderung der Wälder herkommt, geben einen vollkommenen Begriff von seiner Beurtheilung über diese Gegenstände, und seinen Bemühungen, sich zu unterrichten. Aber man muß ihm zur Hauptstadt folgen, um diese Eigenschaften in allem ihren Glanze entwickelt zu sehen: dort wird man den scharfsinnigen Beobachter, den Freund der Wahrheit, wieder erkennen. Nach seinem eignen

eignen Bericht hatte die Sonne den Morgen nach seiner Ankunft in Stockholm (die — höre es Welt! — des Abends um 9 Uhr geschah) kaum aufgehen können, als sich schon die große Nachricht von derselben gleichschnell mit den Morgenstrahlen über die Stadt verbreitet, und er findet einen Jeden, dem er begegnet, bereits von dieser merkwürdigen Begebenheit unterrichtet, aber nicht blos davon, sondern sogar, auf welchem Wege er gekommen sey, was für ein Fuhrwerk er gehabt habe, in welchem Rock er gekleidet gewesen sey, und was für einen Bedienten er angenommen habe.

Sehen Sie hier, mein Herr, den ersten Zug in seinem Gemälde von Schwedens Hauptstadt. *Wir fingen bereits an, sagt er, die Unbequemlichkeiten, die in einer Residenz vorkommen, zu erfahren, ohne das Vergnügen des freyen unbemerkten Aufenthalts, womit man in grossen Hauptstädten lebt, zu genießsen.* — Ha, dies überschreitet ein wenig das Maass gewöhnlicher Lächerlichkeit. Wenn Herr Acerbi der Großmogul wäre, könnte er nicht mit mehrerem Gewicht von seiner Person sprechen, und wenn er Be-

D

dien-

dienter in einer Comödie spielte, könnte er nicht unverschämter lügen. Mag er sich versichern lassen, daß eine Person, wie er, in Stockholm sowohl, als in weit kleineren Schwedischen Städten, äußerst unbemerkt leben kann. Derjenige, der dieses schreibt, lebte auch zu derselben Zeit in der Hauptstadt, und kann mit aller Wahrheit versichern, daß die Sonne wohl funfzigmal über Herrn Acerbi's italiänisches Haupt auf- und niedergegangen war, ohne daß sein kleines muscirendes Wesen noch von Andern, als einigen wenigen besondern Bekannten, bemerkt worden war, bis daß — ich sage es mit Mißvergnügen, aber ich werde gezwungen, es zu sagen — bis daß eine öffentliche Unbedachtsamkeit ihm eine eben so öffentliche Demüthigung zuzog: *et hinc illae lacrymae.*

Aber lassen Sie uns weiter gehen. Sehen Sie hier zum Anfang selbst die Beschreibung des Clima's.

Die Kälte ging bis zu 25 Graden. Eine falsche Angabe; sie ging höher, bis zu 30. Herr Oberst Sköldebrand hat bereits diese Anmerkung gemacht.

Der

Der Eisgang fängt erst im May oder Junius an. Eben so gut hätte er mit einem einzigen kühnen Zug des Genies sagen können, daß er erst gegen den Herbst beginnt.

Die Eistrinde auf den Gassen liegt bis zur Höhe einer Elle über den Steinen. Auch in dieser Angabe zeigt sich zu große Furchtsamkeit. Drey Viertel über die Wahrheit bey einer ganzen Elle sind in einer Reisebeschreibung, wie Herrn Acerbi's, wirklich zu wenig: aber er verbessert seinen Fehler im Folgenden.

„Bey einer Feuersbrunst auf Söder gefror
„das Wasser, das gesprützt ward, während des
„Niederfallens, und überzog das brennende Haus
„mit dicken Eiswänden, die alle Eingänge ver-
„schlossen, und worin man nachher Treppen
„hauen mußte, um in die obern Stockwerke
„hinauf, und von da in das Haus hinab zu kom-
„men.“ Sehen Sie, das heißt erzählen. Wir wissen von dieser Merkwürdigkeit hier in Stockholm gar nichts. Aber ein Wunder, wie dies, würde mit aller Ehre in einer alten Legende der Römischen Kirche figurirt haben. Weiter.

„Man geht in Stockholm die Winterszeit
„gewöhnlich mit zwey Oberkleidern, einem
„Pelz und Ueberrock oben über einander. Man
„hät zwey Paar warme Handschuhe, und legt
„beym Eintritt in ein Haus nicht weniger als 9
„oder 10 verschiedene Kleidungsstücke ab.“ Um
dem glänzenden Erfindungsgenie des Herrn Acer-
bi die gerechte Ehre, die sie verdient, wider-
fahren zu lassen, frage ich einen Jeden, der die-
ses liest, im Falle er einen Winter in Stockholm
zugebracht hat, ob er irgend etwas, das diesen
Berichten gleicht, gesehen hat?

Herr Acerbi erblickt bey einer Pumpe
einen Mann mit seinem Wasserkarren. Einige
Eiszapfen hangen an der Pumpe und dem Kar-
ren. Hieraus beschliesst er alsbald eine große
Schwedische Merkwürdigkeit zu machen, und
giebt Europa einen Kupferstich von dem Karren
und der Pumpe, unter dem Namen einer *Winter-
scene in Stockholm*. Man könnte, glaube ich,
eine glücklichere Wahl zu *Winterscenen* getroffen
haben. Ich fürchte, dass man auch in andern
Ländern Eiszapfen und Wasserkarren gesehen
hat.

Zufäl-

Zufälligerweise begegnet er einem Handschlitten (Skott-kälke), worauf Jemand einen Wasserzuber vor sich hinschiebt. Sogleich versichert er, daß zur Winterszeit Keiner in Stockholm, weder Mann noch Weib, irgend etwas auf dem Kopf oder den Schultern trägt, sondern daß Alle, jung und alt, solche Handschlitten gebrauchen. Wenn sie an eine Anhöhe kommen, fügt er hinzu, setzen sie sich auf den Schlitten und fliegen mit einer Eile hinunter, vor der der Zuschauer erschrickt. Seyn Sie versichert, mein Herr, daß Sie nicht hundert Schritte in Stockholm gehen werden, ohne auf Menschen zu treffen, die Lasten auf den Schultern tragen, und daß Sie dagegen 16 Jahre daselbst, wie ich gethan habe, umherwandern können, ohne viermal etwas, daß einer solchen Fahrt, als Herr Acerbi hier malt, ähnlich ist, zu bemerken. Meine ganze Erfahrung wenigstens beschränkt sich auf einige Knaben, die ich auf den Anhöhen mit Schlittenfahren sich belustigen gesehen habe.

Nach diesen Merkwürdigkeiten, die Herr Acerbi mit so vieler Wahrheit und Lebhaftigkeit
schil-

schildert, lassen Sie uns zu unsern Schwedischen Mahlzeiten kommen. *Man findet dort, unter mehrern Arten Brodt, sagt er, eins, das mit dem Spülwasser, womit man in den Zuckerfabriken die Gefässe gewaschen hat, gebacken wird.* — Man mischt, fährt er fort, alle Arten von Speisen zusammen, sogar *gesalzene Fische und Confect* auf demselben Teller, oder wenigstens in demselben Gange. — Wein wird weder von Damen noch von Herren getrunken. — Nur bey festlichen Mahlzeiten trinkt man Gesundheiten aus großen silbernen Bechern, die rund um den Tisch, von Mann zu Mann gehen, und die von dem, der dabey einen Fehler gegen die Regeln begeht, bis auf den Grund ausgeleert werden müssen. Nach dem Essen dankt ein Jeder, mit den lächerlichsten Verbeugungen, für die wohlschmeckende Mahlzeit, worauf der Wirth seinerseits dadurch antwortet, daß er seine Gäste *herzlich willkommen* heisst. Nach den Bücklingen und Dank-sagungen wird Thee oder Kasse getrunken. Aber in was für Häusern hat Hr. Acerbi denn gespeist? Wo hat er mit Spülwasser gebacktes Brod gegessen? *Gesalzene Fische und Confect* mit

mit einander vermischen, keinen Wein bey der Mahlzeit, als aus grofsen umherwandernden silbernen Bechern trinken, und gleich nach der Mahlzeit Thee anbieten gesehen? Wo den Wirth die Gäste *be willkommen* gehört, wenn sie beynahe bereit sind, ihn zu verlassen?

Von den besondern Mahlzeiten kommt Hr. Acerbi auf die des Hofes. Ein sogenanntes *Grand Couvert* oder öffentliches Speisen, wo die königliche Familie allein in Gegenwart des übrigen Hofes speist, scheint ihm eine so unerhörte und ungewöhnliche Sache zu seyn, dafs er glaubt, dafs *niemals ein so ceremonieuser Hof, als der Schwedische, irgendwo in der Welt, wenn nicht etwa in Peking, gesehen worden ist.* Man merkt hieraus, dafs er von den Gebräuchen an den Europäischen Höfen sehr wohl unterrichtet ist. Entweder weifs er wirklich nicht, oder er vergift ganz, dafs dieselbe Art, feyerlich zu speisen, die am Schwedischen Hofe nur bey einigen wenigen Gelegenheiten Statt findet, am Spanischen täglich vorfällt, dafs derselbe Gebrauch an dem ehemaligen Französischen Hofe sehr gewöhnlich war, und was mehr ist, dafs in eben dem Lande,

in

in deffen Sprache er feine Reise befchrieben hat, oder hat befchreiben laffen, der König fich beftändig auf den Knieen ferviren läßt. Kommt ein folcher Gebrauch nicht wenigstens unfrem öffentlichen Speifen gleich? und hätte fich Herr Acerbi nicht erinnern follen, zu welcher Nation er gerade in dem Augenblicke Sprach?

Weiter berichtet Hr. Acerbi von des Königs einzelnen Mahlzeiten, dafs Fremde, die einmal, wie er fagt, eingeladen werden — bey uns heißt es befohlen — es für immer find. Er fetzt hinzu, dafs während des Aufenthalts des Königs auf Haga, die Einladung zu Mittag auch allemal für die Abendmahlzeit galt. Nicht ein Wort hievon ift wahr. Keiner kann zur Tafel des Königs, weder an demfelben, noch einem folgenden Tage zurückkommen, ohne auf's Neue befohlen zu feyn. Der Fehler ift geringe. Aber warum erzählt man Dinge, die man durchaus nicht weiß? Oder lieber, warum befchwert man feine Einbildungskraft, völlig gleichgültige Sachen zu dichten, ohne allen andern Zweck, als blos, der Wahrheit auszuweichen?

Die

Die Ordnung führt uns vom Hofe zum Adel im Allgemeinen.

Um die Lebens- und Umgangsart des Schwedischen Adels schildern zu können, sollte Herr Acerbi wohl wenigstens an einigen von diesen vornehmern gesellschaftlichen Cirkeln persönlich Antheil genommen haben, und man müßte sich erinnern können, dort jemals sein Angesicht bemerkt zu haben. Unterdeffen enthält die Beschreibung der Sitten und der Lebensart des Schwedischen Adels keine geringere Beschuldigung, als die einer lächerlichen Eitelkeit und einer steifen Formalität im Umgange. Aber noch einmal, wo hat er denn Gelegenheit gehabt, unfre Vornehmen so genau kennen zu lernen? Vielleicht bey'm Vorbeyfahren auf den Gassen oder in den Logen im Schauspiel? Nein. In einer, von zwey Franzosen, die hier einige Wochen zugebracht haben, herausgegebenen Reisebeschreibung. Wer nichts gesehen hat, schreibt denjenigen ab, der schlecht gesehen hat; nichts ist mehr in der Ordnung; und auf diese Art macht man Reisebeschreibungen.

Aber

Aber was sagen denn diese beyden ausgewanderten Philosophen, um die *lächerliche Eitelkeit und steife Formalität* des Schwedischen Adels zu beweisen? Zuerst erinnern sie ausdrücklich, daß sie blos von Schonen und der Lebensart des Adels in dieser Provinz reden, welches Herr Acerbi auf den ganzen Schwedischen Adel im Allgemeinen erstrecken zu müssen glaubt. Gut. Nichts Gerechteres kann, besonders von demjenigen, der weder den Schonischen noch den übrigen Adel kennt, erwartet werden.

Darauf folgt der Beweis selbst, der in der bedeutenden Anmerkung der beyden Zwillingschriftsteller, daß *die Besuche des Adels bey einander auf dem Lande, nichts anders als bloße Ceremonieen - Visiten sind*, eingeschlossen ist. Sie kommen, heißt es, mit Pferden, Hunden, Bedienung, und bleiben mehrere Tage bey einander. Sehen Sie da wenigstens, was von Herrn Acerbi aus der erwähnten Arbeit zum Beweis der *lächerlichen Eitelkeit* und der *steifen Formalität* des Schwedischen Adels abgeschrieben wird. Mit so guten und einleuchtenden Gründen unterstützt er das Urtheil, das er über diese ganze Classe der Schwedischen Einwohner ergehen läßt.

In-

Die Ordnung führt uns vom Hofe zum Adel im Allgemeinen.

Um die Lebens- und Umgangsart des Schwedischen Adels schildern zu können, sollte Herr Acerbi wohl wenigstens an einigen von diesen vornehmern gesellschaftlichen Cirkeln persönlich Antheil genommen haben, und man müßte sich erinnern können, dort jemals sein Angesicht bemerkt zu haben. Unterdeffen enthält die Beschreibung der Sitten und der Lebensart des Schwedischen Adels keine geringere Beschuldigung, als die einer lächerlichen Eitelkeit und einer steifen Formalität im Umgange. Aber noch einmal, wo hat er denn Gelegenheit gehabt, unsre Vornehmen so genau kennen zu lernen? Vielleicht bey'm Vorbeyfahren auf den Gassen oder in den Logen im Schauspiel? Nein. In einer, von zwey Franzosen, die hier einige Wochen zugebracht haben, herausgegebenen Reisebeschreibung. Wer nichts gesehen hat, schreibt denjenigen ab, der schlecht gesehen hat; nichts ist mehr in der Ordnung; und auf diese Art macht man Reisebeschreibungen.

Aber

Aber was sagen denn diese beyden ausgewanderten Philosophen, um die *lächerliche Eitelkeit und steife Formalität* des Schwedischen Adels zu beweisen? Zuerst erinnern sie ausdrücklich, daß sie blos von Schonen und der Lebensart des Adels in dieser Provinz reden, welches Herr Acerbi auf den ganzen Schwedischen Adel im Allgemeinen erstrecken zu müssen glaubt. Gut. Nichts Gerechteres kann, besonders von demjenigen, der weder den Schonischen noch den übrigen Adel kennt, erwartet werden.

Darauf folgt der Beweis selbst, der in der bedeutenden Anmerkung der beyden Zwillingschriftsteller, daß *die Besuche des Adels bey einander auf dem Lande, nichts anders als bloße Ceremonienvisiten sind*, eingeschlossen ist. Sie kommen, heißt es, mit Pferden, Hunden, Bedienung, und bleiben mehrere Tage bey einander. Was kann man nicht, nach einer Angabe von diesem wichtigen Inhalt, von der *lächerlichen Eitelkeit* des Schwedischen Adels mit Recht sagen, und was für erniedrigende Urtheile werden dadurch nicht gerechtfertigt?

Inzwi-

Inzwischen sehen Sie hier bey den beyden vornehmen Franzosen einen Begriff von *Ceremonievisten*, der seltsam genug ist. Gewöhnlich macht man sie nicht in Begleitung seiner Hunde. Man kommt nicht mit der ganzen Haushaltung. Man bleibt nicht mehrere Tage. Wenn man übrigens einige Meilen ausreiset, um eine ganze oder halbe Woche bey einem Freunde zuzubringen, so scheint es noch nicht eine lächerliche Eitelkeit zu beweisen, daß man mit Pferden und Bedienten fährt, gewöhnlich hat man ihrer auf Reisen nöthig: und wenn dieses mit Ceremonie zusammen leben heißt, so weiß ich in Wahrheit nicht, worin ein freundschaftlicher Umgang bestehen kann.

Sollte man nicht zu vermuthen wagen, daß vielleicht die Beschwerlichkeiten einer verdrießlichen Auswanderung die ursprünglichen Begriffe von wahrer vornehmer Lebensart, die vor der Französischen Revolution glaublicher Weise lebhafter in ihrer Vorstellung gegenwärtig waren, bey den beyden edlen Franzosen ein wenig verdunkelt haben? Aber wenn man sich durch das Schicksal aus einem glänzenden Hofmann in
einen

einen umherziehenden Schöngeist verwandelt sieht, und sich deswegen hier und dort, so gut man konnte, in Wirthshäusern und Schenken zu behelfen gezwungen war, wird man unvermerkt ein Sohn der Natur, man fängt leicht an, manches in der Lebensart, die die adlichen Herrschaften auf ihren grossen Landgütern führen, weniger frey zu finden, und dies und jenes für Eitelkeit und Formalität zu halten. Aber lassen Sie uns fortfahren.

Sie sind von ihrem Range eingenommen, wird ferner in derselben Beschreibung vom Schwedischen Adel hinzugesetzt, dass sie kein Frauenzimmer von geringerer Geburt, und wenn ihr Gatte auch eine der Ersten Personen des Reichs wäre, in ihre Gesellschaften aufnehmen würden. Es ist rühmlich von zwey Märtyrern der Geburt, so ganz populäre Grundsätze zu hegen, aber es würde in etwas glücklichen Umständen noch rühmlicher gewesen seyn, besonders wenn in der Angabe selbst auch irgend eine Wahrheit bemerkt würde: denn es ist hier nicht die Frage, was für eine Thorheit sich möglicherweise noch in dem kleinen Gehirn irgend eines Einzelnen

ver-

verbergen mag, sondern von der allgemeinen Lebens- und Denkungsart bey uns, und diese ist gewifs nicht so, wie sie hier geschildert wird. Der König selbst läßt an seinem Hofe die Frauenzimmer den Vortritt nach der Würde, die ihre Männer im Staat bekleiden, genießen. Die Frau eines Generals z. B., obgleich sie nicht adlich gebohren ist, nimmt allezeit den Schritt vor einer Oberstin, zu welcher Familie sie auch vermöge ihrer Geburt gehören mag. Es könnten hierüber mehrere Beyspiele angeführt werden. Es ist glaublich, daß eine Dame, die am königlichen Hofe und unter den eignen Augen der höchsten Obrigkeit diesen Vorzug vor einer Andern genießt, von dieser wenigstens gut genug gehalten werden wird, in ihre und ihres gleichen besondere Gesellschaften aufgenommen zu werden.

Unsere Schwedischen Damen haben nicht minder Ursache, als unser Adel, sich des milden Urtheils des Herrn Acerbi zu rühmen. Er hat zwar die Güte, sie *ziemlich schön* zu finden, aber im Allgemeinen *ohne Gefühle und ohne Verstand*. Es fehlt ihnen an Geschmack, ein Gespräch zu
unter-

unterhalten. Ihre einzige und höchste Sorge ist, sich zu kleiden und durch Putz einander zu verdunkeln. Sie sind in Wahrheit, sagt er, kokett, aber mit wirklicher Wärme, mit wirklicher Leidenschaft irgend einen Sterblichen, wer er auch seyn mag, zu lieben, soll, wie er gefunden haben will, ihr Vermögen gänzlich überschreiten. Er verkündigt ihnen auch in einem wahrhaft prophetischen Straftone, daß der Himmel, bis daß sie ihr Herz und ihr Gemüth ganz und gar verändert haben werden, sogar ihre Bemühungen in der Musik gänzlich vergeblich seyn lassen wird.

Man muß gestehen, daß, wenn diesem Urtheil über das andere Geschlecht in einem ganzen Lande irgend etwas fehlt, es wenigstens nicht die Schamlosigkeit ist. Aber nach wessen Erfahrung, wenn ich fragen darf, urtheilt denn Herr Acerbi von *dieser Gefühllosigkeit der Seele*, die er unsern Schwedischen Damen vorwirft? Etwa nach seiner eignen? Mit was für heftiger Zärtlichkeit verlangt er denn von dem schönen Geschlecht in den Ländern, die er mit seinen Befuchen erleuchtet, aufgenommen zu werden?

Mit

Mit welchen feurigen Blicken, mit welchen schmachtenden Seufzern müssen ihm die Damen, wo er hinkommt, entgegen fliegen, wenn er nicht von ihnen in seinem Tagebuch anmerken soll, daß sie nur aufgeputzte Bilder, ohne Gefühle und Begriffe, sind? Das Herz der italiänischen Frauenzimmer muß (nach seiner Beschreibung) ein Feuerheerd seyn, vor den sich ein Mann nur zu stellen braucht, um alsbald durchglüht zu werden: aber so verhält es sich noch nicht bey uns. Eine anständige Wachsamkeit über sich selbst im Umgange, eine gewisse höfliche Entfernung, eine vorsichtige Theilnahme an den Gesprächen mit Fremden, die man nicht kennen kann, dies, mein Herr, sind die Eigenschaften, die vieler vernünftiger Ursachen wegen, bey uns an einem jungen Frauenzimmer geschätzt und sogar von ihm gefordert werden; und durch Herrn Acerbi's Aufenthalt in Schweden sind diese Ursachen keinesweges vermindert worden. Um Ihre nähere Zuneigung zu gewinnen, kommt es wahrscheinlicher Weise sehr auf die Verdienste und das Betragen desjenigen an, der sich besonders darum bewirbt. Allein Herr

Acer-

Acerbi setzt gar bescheiden voraus, daß es dort, wo nicht alles sogleich vor Liebe lodert, sobald er sich nur zeigt, kein Herz giebt, das gerührt werden kann. Es ist sehr glaublich, daß sein wohlgestochenes Angesicht vor dem Buch, in Verbindung mit dem lebenswürdigen Character, den er darin entdeckt, ein ewiger Vorwurf für diese Schwedischen Eisherzen seyn wird.

Aber es giebt bey uns eine Classe von Damen, die Herr Acerbi wirklich unschuldigerweise in das allgemeine Verdammungsurtheil verflucht. Diese Classe besteht aus denjenigen, die eigentlich zum Hofe und zur höhern Welt gehören, und unter denen vielleicht nicht vier das Glück genossen haben, nur einmal durch das Fenster seine vorbeystreichende Person zu bemerken. Wenn er dagegen auf seiner Seite jemals Gelegenheit gehabt hat, die Züge ihres Angesichts, entweder aus dem zuschauenden Volkshaufen bey einem öffentlichen Speisen, oder in weiter Entfernung auf einer Börsassemblé zu unterscheiden, und wenn ihre Herzen bey diesen Gelegenheiten seine lebenswürdige Gegenwart möglicherweise nicht ahnen konnten, ist es wohl

wohl gerecht von ihm gehandelt, ihnen aus einem solchen Grunde, alle Fähigkeit, gerührt werden zu können, alles Gefühl der Zärtlichkeit für irgend einen Sterblichen, Vater, Bruder, Gatten, Bräutigam, abzustreiten? —

Sollte die Frage von Verstand und Unterhaltungsgabe noch einmal entstehen, so dürfte Herr Acerbi zu glauben geruhen, daß sie bey unsern Schwedischen Damen ungefähr eben so allgemein als in andern Ländern gefunden werden. Er wird sie z. B. jetzt von seinem Buche reden hören, oder sehen, wie sie sein Bildniß aufgeschlagen vor sich haben. Er würde, sage ich, sehen und hören, wie bey diesen Gelegenheiten alle Augen lächeln, alle Lippen sich verziehen, und das eine frohe Wort dem andern in der Flucht begegnet. Aber es ist ein Schicksal, das, wie ich voraussehe, Herrn Acerbi allezeit begleiten wird, daß man weit lustigere Dinge sagt, wenn er einen Ort oder eine Gesellschaft verlassen hat, als während seiner persönlichen Anwesenheit.

Wenn Herr Acerbi bey unsern Frauenzimmern die Grazie und die Kunst des Umgangs

E

ver-

vermißt, so versteht er auch vollkommen die Ursache dieser Erscheinung auszuspähen. Ausser in dem Mangel an Verstand und der Langsamkeit des Gefühls, liegt sie in der geringen Artigkeit der Männer und den wenigen Beweisen der Achtung, die sie dem schönen Geschlechte geben. Sehen Sie hier also eine ziemlich genaue Eintheilung der Schwedischen Nation; die Frauen sind unempfindlich und die Männer unhöflich! Indessen hat wenigstens die Unhöflichkeit der Männer ihre Ausnahmen: denn Herr Acerbi versichert, mit eignen Augen gesehen zu haben, daß Officiere von Auszeichnung sich herablassen, sich in öffentlichen Volksversammlungen den lie-derlichsten Personen, *solchen, die des Nachts, sagt er, auf den Gassen umherstreichen, um ein kleines Handgeld zu verdienen*, mit Ehrfurcht zu nähern und ihnen selbst die Hand zu küssen. Aber im Fall Herr Acerbi, da er dieses schrieb, sich vor den möglichen Folgen dieser schimpflichen Lästerung in Sicherheit glaubte, mußte er gleichwohl nicht vor dem vernunftlosen Widerspruch derselben erröthen? Sieht er nicht ein, daß daraus folgt, daß in Schweden nur die
lieder-

liederlichsten Geschöpfe mit Achtung und Höflichkeit behandelt werden? Uebrigens wird ein Jeder finden, daß eine Schändlichkeit dieser Art sich nicht auf schriftliche Art beantworten läßt. Möge Herr Acerbi nie auf ausländischem Boden irgend einem Schwedischen Officier, der diese Stelle seines Buchs gelesen hat, begegnen, oder vielmehr, möge er Einem begegnen!

Befonders wendet Herr Acerbi in den Urtheilen über den Zustand der Künste bey uns Alles an, was er vermag, um uns die Ueberlegenheit, die er von seinem berühmten Vaterlande entlehnen zu können glaubt, fühlen zu lassen. Aber man könnte ihn erinnern, daß nicht Er es ist, der den Ruhm dieses Vaterlandes gegründet hat, oder denselben wahrscheinlicher Weise vermehren wird. Sehen Sie hier seine bescheidenen Urtheile.

Zuerst und vornehmlichst ein großer Strich über die ganze Musik in unserm Lande. Er weiß nichts von *Kraus*; *Müller* und *Åhlström* werden nicht genannt. Alle unsere Componisten sind unter der Mittelmäßigkeit. Seit *Voglers* Aufenthalt hieselbst ist nicht ein einziges erträg-

liches Stück erschienen. Die Oper ist ohne einen einzigen guten Sänger. Herr *Karsten* (wahrscheinlicherweise derselbe, den er *Kaistner* nennt) hat nur Stimme und nichts weiter. Herr *Stenborg*, Frau *Müller*, Mamsell *Stading*, besitzen weder Stimme, noch Modulation oder Methode. Die Nation selbst hat keinen Begriff von Musik, und weder Seele noch Ohr für diese Kunst. — Das Gemählde der Liebhaber entspricht dem der Virtuosen. Wenn ein *Petitmâtre* ein Bischen auf der Geige kratzen kann, so ist er der Liebling aller Damen, die, auf eine eben so unbedeutende Art, ein wenig auf der Harfe klimpern. — Das Lächerliche wird der Ungeschicklichkeit beygefügt. Man wagt nicht einmal ein Urtheil über die Musik, die man hört, zu haben, sondern, wenn ein Ausländer gegenwärtig ist, sucht man aus seinen Minen zu errathen, was man darüber urtheilen muß, und wie weit sie Vergnügen oder nicht gemacht hat.

Wenig besser steht es um die übrigen Künste. *Sergel* selbst erhält ein ziemlich sparsames Lob. Seine große Unsterblichkeitsarbeit, die Statue Gustafs III., wird nur mit einem Worte
im

im Vorbeygehen erwähnt. *Breda* wird nicht ohne Verdienst gefunden, aber seine Werke sind dem grössten Theil nach in Eile verfertigt und bloße Entwürfe. *Desprei* wird als ein großer Mahler und ein größerer Phantast geschildert; *Martin* als ein elender Stümper; seine Person wird noch mehr als seine Arbeiten gemißhandelt. Von *Hillerström* wird nicht gesprochen. *Wertmüllers* allgemein gerühmte *Ariadne* wird von Herrn *Acerbi* verachtet und verworfen, ohne daß er sie einmal in Augenschein genommen hat. Dies ist so seine Art. Er hat niemals nöthig zu wissen und zu sehen. Er kennt alles aus Eingebung, und würde, seyn Sie davon überzeugt, in weiter Entfernung, in Sibirien oder Nordamerika, eine eben so gute und zuverlässige Beschreibung über Schweden, unsere Regierung, unsere Cultur, unsere Sitten, unser gesellschaftliches Leben und den Zustand der Künste bey uns geliefert haben, als jetzt mitten in der Hauptstadt.

Wäre nun ich, der dieses schreibt, auch der zuverlässigste Kenner dieser Gegenstände, so würde es gleichwohl hier von geringem oder
viel-

vielmehr von gar keinem Nutzen seyn. Herr Acerbi hätte, wenn es ihm gefällig gewesen wäre, eben so gut sagen können, daß *Sergels* Meisterstück, *Psyche und Amor*, eine mittelmäßige Arbeit ist, als daß *Karsten* ein mittelmäßiger Sänger und Frau *Müller* eine mittelmäßige Schauspielerin ist. In Dingen, die gegenwärtig gesehen oder gehöret werden müssen, kann zwischen dem Verdienst und dem ungerechten Verläumder desselben in einer Entfernung von hundert oder mehrern Meilen weder verhandelt noch gesprochen werden. Aber man kann, in welcher Entlegenheit man auch wohnen mag, ohne daß es einer langen Untersuchung bedarf, zwischen der Vernunft und der schimpfenden Unhöflichkeit entscheiden. Aus diesem Grunde bemerke ich bey diesem Allen nur im Allgemeinen:

1) Daß die Rechenschaft über den wirklichen Zustand der Künste, in welchem Lande es seyn mag, zuerst und vornehmlich etwas mehr vorauszusetzen scheint, als in dem Lande einige Male der Oper beygewohnt, zufälligerweise ein oder das andere Concert angehört oder mit flüch-

flüchtigem Auge die Ausstellung auf einem Mahlerfaal durchgesehen zu haben. Ein jeder kleine Herr, der ein wenig in fremden Ländern gereiset ist, und ein wenig in der Kunstsprache zu plaudern verstehet, wird ihnen, mit einer gleichen, selbstbewunderten Beurtheilungskraft, als Herr Acerbi, berichten, was an dem und dem Tage, in dem und dem Monat, zu sehen und zu hören gewesen ist. Aber so beschreibt man nicht die wirkliche Geschichte der Künste in irgend einem Lande, noch beurtheilt man auf diese Art mit Unpartheylichkeit die Fortschritte einer Nation in diesen Beschäftigungen.

2) Dafs wer sich Geschmack in diesen feineren Dingen zu haben rühmt, und sich nichtsdestoweniger mit der geschmacklofesten Unschicklichkeit über ganze Nationen und die Verdienste Einzelner äufsert, durch diesen Mangel an Beurtheilung nothwendig verräth, dafs er niemals weder zum grossen Künstler, noch zum competenten Kunstrichter gebohren war. Denn Geschmack ist im Grunde nichts anders, als die feinste Beurtheilung des Gefühls; und kann er wohl bey demjenigen, dem er bey den allge-
mein-

meinsten Gegenständen gänzlich fehlt, in irgend einem besondern Fach ausgezeichnet groß seyn? Man kann, es ist wahr, mit einem herzlich kleinen Maass von Urtheilskraft, ein Instrument leidlich spielen, oder ein Landschaftstück nachzeichnen: ein wenig Gehör, ein wenig Phantasie und einige mechanische Uebung der Hand sind dazu hinlänglich. Aber um ein wirklich großer Künstler oder ein gründlicher Kunstrichter zu seyn, muß man in seiner Vorstellung die Vortrefflichkeit der ganzen Kunst umfassen: und wer dazu Beurtheilung genug besitzt, hat auch genug, um einem jeden besondern Maass des Verdienstes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und selbst im Ton und den Ausdrücken die Schicklichkeit zu beobachten. Stellen Sie sich vor, daß ein *Gluck* oder ein *Hayden*, ein *Canova* oder ein *Raphaël*, eine Reise in Schweden machten, und den Zustand der Künste bey uns beurtheilten. Nur ein Einziger dieser großen Männer würde vielleicht seines Gleichen finden; alle die übrigen — lassen Sie es uns annehmen — nichts als untergeordnete Verdienste. Aber glauben Sie, daß ihre Beschreibung Hrn. Acerbi's
glei-

gleichen würde? Nie war die Gröfse unverschämt, aber die Kleinheit ist es bisweilen, um für etwas zu gelten.

3) Dafs, wenn Schweden in der Vervollkommnung der Künfte mit Italien, ihrem alten Vaterlande, gewifs in keine Vergleichung gesetzt werden kann, es sich gleichwohl öfter ereignen dürfte, dafs Schweden in irgend einem Zweige derselben das grofse Genie aufzuzeigen hat, da hingegen der Mann aus dem Lande der Ruinen und Castraten nichts weiter als ein Dilettant, unter oder wenigstens nicht über der Mittelmässigkeit ist, der sich nur der Erde, auf welcher er gebohren ward, zu rühmen hat, und der, während er mit dem lächerlichsten Hochmuth die Arbeiten unserer Künstler beurtheilt, sie heimlich gegen die Fensterscheibe abzeichnet, um sie unter seinem Namen herauszugeben. Ich habe in dieser Hinsicht nichts weiter hinzu zu setzen.

Die Ordnung sollte nun an die Wissenschaften und die schöne Literatur kommen, deren Zustand bey uns der Verfasser sich schmeichelt geschildert zu haben. Es ist wahr, dafs er eine

An-

Anzahl Seiten darüber geschrieben hat; denn es ist niemals der Reichthum an Worten, den man in seinen Berichten vermißt. Aber wenn man von dieser vermeyntlichen Beschreibung eine Menge verunglimpfender Urtheile über ganze Corporationen und einzelne Personen (worüber ich mir vorgesetzt habe, mich in der Folge besonders zu äußern) abzieht, was hat er übrigens von dem Zustande der Wissenschaften bey uns gesagt? und worin besteht die Beschreibung desselben? Dafs es in Schweden Schulen und Gymnasien, drey Universitäten mit Professoren, Adjuncten und Docenten; eine Academie der Wissenschaften in Stockholm; eine Academie für die schöne Literatur und die Alterthümer, und eine für die Schwedische Sprache, nebst einigen gelehrten Gesellschaften giebt: sehen Sie da die ganze Summe. Wenn diese Angabe bey Herrn Acerbi ihrer ungewöhnlichen Richtigkeit wegen bewundert werden mag, so scheint sie doch für Leser, die vorher irgend ein Buch über Schweden gesehen haben, keine besondere Neuheit zu haben. Aber Herr Acerbi schmeichelt sich mit dem Wahn, dafs Alles, was er selbst

zum

zum ersten Male hört oder sieht, lauter neue und wichtige Entdeckungen ausmacht, worüber die Welt bis dahin in der tiefsten Unkunde gelebt hat.

Alles, was ferner von ihm zur Beschreibung der Fortschritte, die die Cultur des Geistes in Schweden gemacht hat, hinzugesetzt wird, besteht entweder in academischen Namensverzeichnissen, die zum Theil bis zum Lächerlichen falsch sind (wie die der königlichen Academie der schönen Literatur und der Alterthümer), oder in Stücken aus Vorlesungs - Catalogen; eine Art, den Zustand der Wissenschaften in einem Lande gründlich zu schildern, worauf vor Herrn Acerbi wohl keiner verfallen seyn dürfte. Lassen Sie uns, der Gerechtigkeit wegen, einige hier und dort aufgehaschte Nachrichten von gewissen einzelnen Gelehrten hinzu fügen, wobey er selten unterläßt, mit den angenehmsten *Qui pro quo* jeden Leser, der nur die geringste Kenntniß von diesen Männern hat, zu belustigen. Keiner von uns hat jemals den Commentar, den der gegenwärtige Bischof in Lund über die Kantische Philosophie verfaßt hat, und wovon Herr
Acer-

Acerbi uns unterrichtet, gelesen oder gesehen. Mit nicht geringerer Verwunderung lesen wir bey ihm von dem thätigen Eifer, mit dem der jüngst verstorbene Professor *Neikter* in Upsala zur Verbreitung dieser Philosophie in Schweden beygetragen hat. Keiner von uns hat ihn bis zu der Stunde seines Todes eines solchen Plans wegen in Verdacht gehabt, und man muß gestehen, daß er nicht heimlicher gehalten werden konnte, als es in diesem Fall von ihm geschehen ist. Um so viel seltsamer kommt es uns vor, daß wir von Herrn Acerbi erfahren, daß dieser gelehrte Mann, der für einen von unsern besten Köpfen angesehen ward, ungeachtet er ein so großer Kantianer war, gleichwohl nicht die Gabe besaß, Begriffe zusammen zu verbinden. Das Alles weiß Herr Acerbi allein, und Keiner von uns. Dagegen wissen wir Alle, und Herr Acerbi nicht, daß der erste und größte Lehrer der kritischen Philosophie Herr Professor *Boethius* in Upsala ist, ein Mann von so erkanntem philosophischen Verdienst, und durch seine Schriften in dieser Hinsicht so berühmt, daß er, damit alle Gerechtigkeit vollzogen würde, von Herrn
Acer-

Acerbi hätte ganz unerwähnt gelassen werden müssen.

Zu diesen sichern und genauen Nachrichten von unsern Gelehrten, wobey selten andre Unrichtigkeiten, als nur solche, die die Namen, den Zustand, die Eigenschaften und Schriften der Personen betreffen, vorkommen, fügt Herr Acerbi aus seinem eignen Vorrath bisweilen irgend eine tief sinnige Anmerkung hinzu, und damit ist die Beschreibung des Zustandes der Wissenschaften bey uns vollendet.

Einen und den andern Beweis von dieser Reflexionsgabe des Verfassers kann ich nicht gänzlich in Vergessenheit gerathen lassen. Ein Lehrer in Lund zeigt an, daß seine Vorlesungen für den Termin *die Geschichte der Moralphilosophie* enthalten sollen. Auf dieser Anzeige bauet Herr Acerbi den gründlichen Schluß, daß man sich auf der Academie zu Lund also wenig oder gar nicht um die Grundsätze dieser Philosophie selbst bekümmert, und wahrscheinlicher Weise keine Begriffe von den neuern Fortschritten derselben hat. Weiß er denn nicht, daß gerade *die Geschichte der Moralphilosophie* die Untersuchung

chung und Vergleichung ihrer Grundsätze, so wie sie von Zeit zu Zeit verschieden vorgestellt sind, nebst der Schilderung der Fortschritte der Wissenschaft selbst und ihrer veränderten Lehrformen bis auf unsere Tage enthält?

Nicht genug. Sehen Sie hier mehr. Aus einer andern solchen, von einem Lehrer in Upsala herausgegebenen Anzeige, worin er: *the history of Man*, die Geschichte des Menschen zum Gegenstand seiner Vorlesungen bestimmt, beweist Herr Acerbi, wie man sich im Gegentheil in Upsala mit dem größten Eifer auf das Studium der Moral legt, das auf der Universität zu Lund so durchaus veräuht wird.

Aber ich möchte Herrn Acerbi doch fragen, was *the history of man* denn in Hinsicht auf das Studium der Moral anders, als gerade die Geschichte der Sittenlehre selbst enthalten kann? Das heisst, genau dieselbe Sache, die der vorhin genannte Docent zum Inhalt seiner Vorlesungen gewählt hatte. Wenn übrigens von einem dieser beyden Lehrer gesagt werden kann, daß er auf wahrhaft academische Art seinen Gegenstand behandelt, so ist es wohl weit eher von demjenigen, der

der aus der Moral, ihren Schicksalen, ihren verschiedenen aufgestellten Grundfätzen und veränderten Lehrformen einen eignen und ganz besondern Vorwurf seines Unterrichts macht, als von dem, der sie nicht einmal als eine besondere Wissenschaft, sondern nur in so fern, als sie in die allgemeine Bildung des Menschen eingreift, betrachtet.

Es ist überdieß bey allen hohen Schulen eine gewöhnliche Sache, bisweilen die Geschichte der Wissenschaft, die man systematisch abhandelt hat oder abzuhandeln gedenkt, vorzutragen. Welcher Vernünftige hat jemals daraus geschlossen, daß man die Wissenschaft selbst verfäumt und vernachlässigt?

Von dem Professor bey der Academie zu Lund, Herrn Doctor *Engelhard*, der über die theoretische und practische Medicin liest, äußert Hr. *Acerbi* die kluge Bemerkung, *daß seine Vorlesungen mehr Compilation sind, als daß sie Erfindungskraft verrathen*. Man hat vielleicht niemals über eine Erfahrungswissenschaft, wie die Medicin, die auf die Erfahrungen und Beobachtungen vieler Jahrhunderte, die von dem Lehrer gesammelt

melt und dem Zuhörer mitgetheilt werden müssen, nothwendig gegründet ist, witziger geurtheilt. Herr Acerbi will ohne Zweifel, daß man medicinische Vorlesungen auf die Art machen soll, wie er Reisebeschreibungen verfertigt; ganz und gar aus eigener Erfindung.

So, mein Herr, ist seine Beschreibung von dem Zustande der Wissenschaften in Schweden, dem nichts vollkommener an Werth und Richtigkeit entsprechen kann, als seine Schilderung unserer schönen Literatur. Wenn man auf gleiche Art die gegen ganze Corporationen oder einzelne Personen gefagten Unschicklichkeiten davon abzieht, was bleibt für den Unterricht fremder Leser übrig? Daß die Nation eigentlich nur zwey große Dichter, die ihre Wollust ausmachen, und allgemein gelesen werden, besitzt: *Thorild* und *Lidner*.

Der Erste von diesen hat ein einziges Poëm, die *Leidenenschaften* (*Passionerna*) genannt, geschrieben, welches, wie Hr. Acerbi sagt, die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens verräth. Darauf stellt er eine Vergleichung dieses Stücks mit dem Gedicht des Engländers *Collins* über

über denselben Gegenstand an, und findet bey der Vergleichung, daß es nicht damit verglichen werden kann; der Englische Dichter steht zu hoch über den Schwedischen.

Nichts ist an sich selbst bewundernswürdiger, als auf diese Art ein Gedicht, wovon man nicht eine einzige Zeile versteht, mit einem andern, wovon man eben so wenig den Sinn begreift, zu vergleichen. Es ist wahr, daß diese beyden Arbeiten sich in einem Stücke einander gleich sind, es ist im Titel. Der Schwedische Dichter hat das seinige *Passionerna* genannt, und das Englische heisst: *the Passions*. Diese merkwürdige Aehnlichkeit hat Hrn. Acerbi frappiren können. Aber wenn er drey kleine, aber um zu urtheilen, unumgänglich nothwendige Sachen, das Englische, das Schwedische und die Poësie verstanden hätte, so würde er mit ziemlicher Deutlichkeit finden, wie wenig irgend ein Streit über den Vorzug zwischen ihnen möglicherweise entstehen kann. Er würde finden, daß eine Ode, die gemacht ist, um der Musik Stoff zu ihren Gemälden zu geben, und ein gewisser Klingklang von Worten, um durch ihre

melodische Sprache ausgedrückt zu werden, gewiß nicht die geringste Vergleichung mit einer durchaus didactischen Arbeit, die, obgleich voll von metaphysischer Dunkelheit, überall mit erhabenen Zügen des Gefühls und der Phantasie vermischt ist, aushält. *Collins* Gedicht soll mit vollem Orchester aufgeführt werden: ich glaube nicht, daß Herr *Thorild* eine solche Absicht bey dem seinigen gehabt hat, das übrigens, ungeachtet einiger dunkleren Stellen, und vielleicht einer gewissen Ueberspannung des Genies, weit über *Collins* mittelmäßiges Product hervorragt.

Lidner schrieb in seinen beßern Jahren zwey oder drey Stücke, die sich durch poëtischen Geist auszeichnen, und sogar einige Spuren von Talent verrathen: aber er war kein so ausgezeichneteter Kopf, als *Thorild*. Was die Masse seiner übrigen Arbeiten betrifft, so verdiente Hr. *Acerbi*, seiner Unkunde, seiner falschen Urtheile und überhaupt seiner unverzeihlichen Charlatanerie wegen, die Strafe, sie lesen zu müssen. Ich empfehle, zum Beyspiel, seine *Fabeln* der Vergleichung mit Hrn. *Acerbi*'s Reisebeschreibung wegen; im Fall er nämlich jemals genug

Schwe-

Schwedisch lernen sollte, um wirklich eine Zeile in unsern Schriftstellern verstehen zu können: wenigstens um nicht mehr *Count Graeve Sparre* zu schreiben, da *Count* und *Grefve* im Englischen und Schwedischen zwey Wörter von durchaus gleicher Bedeutung sind.

Ich werde diesen Artikel und zugleich diesen Brief mit einer Anmerkung schliessen, die nicht so tiefsinnig, aber vielleicht wahrer ist und mehr zur Sache gehört, als diejenigen, die Hr. Acerbi gewöhnlich macht. Sie besteht darin, dass derjenige, der fremden Lesern eine Beschreibung der Schwedischen schönen Literatur verspricht, und von *Gyllenborg* nichts anders, als seine Jahrszeiten rühmt, und der nicht einmal weiß, dass es einen *Dalin*, *Creutz*, *Kellgren* gegeben hat, und fast nichts von *Rosenstein* sagt, und Frau *Lenngren* ganz übergeht, und nur die Namen von *Sjöberg*, *Blom*, *Silfverstolpe* kennt, und auf *Adlerbeth*, *Lehnberg*, *Edelcrantz* schmäheth, und darauf *Count Graeve Sparre* schreibt, dass dessen Name, mein Herr, vergebens am nordlichen Eismeere von ihm selbst aufgezeichnet zu lesen ist; so lange er zugleich vor seinem

Buche zu finden ist, hat er ihn von keinem andern Unglück, als der gänzlichen Vergessenheit, die er (so ist meine Weissagung) bald finden wird, befreyt, von allen traurigen Schicksalen noch das mildeste.

Ich habe die Ehre u. s. w.

D r i t t e r B r i e f.

Mein Herr!

Alles Vorhergehende ist gegen das Folgende noch als geringe anzusehen. Ich habe bis jetzt fast allein von Unkunde, falschen Angaben und leichtsinnigen Urtheilen zu reden gehabt. Es steht mir jetzt die unangenehme Pflicht bevor, von Bosheit, Ungerechtigkeiten, und was selbst der schonendste Richter öffentlich Schmähungen zu nennen genöthigt seyn würde, zu sprechen. Denn wie soll ich anders diese verkleinernden Urtheile über eine Menge, hoher und niedriger, namentlich aufgeführter Personen, Individuen und Corporationen, nennen, woran Hr. Acerbi's Buch Ueberflufs hat? Sie mögen vielleicht nur in *harten Wahrheiten* bestehen, wendet Jemand ein; richtig; aber sie müssen dann wenigstens zuerst *Wahrheiten* seyn. Ich müßte mich sehr irren, oder Hr. Acerbi weiß selbst heimlich, dafs sie es nicht sind.

Es

Es kann seyn, daß sich ein mit Verläumdungen angefülltes Buch besser verkauft, als ein Buch voll wirklicher Belehrung; und der Reisebeschreiber hat durch diese edle Kunst seinen Käufern einen Ersatz für das, was er schlecht gesehen, schlecht gehört, schlecht aufgezeichnet hat, mit einem Wort, für den Werth, den seine Arbeit hätte haben müssen, und nicht hat, zu geben geglaubt. Aber es ereignet sich bey solchen Gelegenheiten, daß man mit derselben zugleich seinen Ruf verkauft; das Buch wird man los, aber man behält die Schande davon. Ich leugne nicht, daß sich nicht in Schweden, wie in allen andern Ländern, mehrere oder weniger Dinge finden, denen ein vernünftiger Fremdling seinen Beyfall nicht geben dürfte; aber um für uns selbst und fremde Leser gleich unterrichtend zu werden, muß die beschreibende Critik alsdann gerade diese wirklichen Mängel auszeichnen und dabey bleiben. Dazu wäre gleichwohl erforderlich gewesen, daß es Hrn. Acerbi gefallen hätte, eine wahre und nähere Kenntniß von dem, was bey uns entweder rühmlich oder verwerflich seyn kann, einzuziehen: aber, noch
nicht

nicht genüg, der Verfasser hätte sich auch in seiner Schreibart und seinen Ausdrücken der Schicklichkeit befehligen müssen, die wenigstens eine ganze Nation und ihre höchste Obrigkeit von einem Einzelnen zu erwarten berechtigt ist. Die Freyheit zu denken und zu urtheilen ist ein ehrwürdiges Recht; aber sie muß auch auf eine ehrwürdige Art gebraucht werden. Es zeugt von keiner biedern Denkungsart, wenn man seiner Feder die ungebundenste Frechheit erlaubt, weil man sich nicht mehr an dem Ort, den man beschreibt, aufhält, und es in einer Entfernung von einigen hundert Meilen ohne Gefahr thun kann. Was für Begriffe will Hr. Acerbi, daß man sich zum Beyspiel von einem Manne machen soll, der, während er in einem Lande alle Beweise der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens empfängt, heimlich mit der Partheysucht, der Klatscherey und der Niedrigkeit Gemeinschaft unterhält, und von denen, mit denen er umgeht, alle schändlichen Erdichtungen, die aufgetrieben werden können, zusammenbringt, um daraus nachher einen Handelszweig, zum Ersatz der Reisekosten, zu machen?

Dies

Dies im Allgemeinen; nun zur Sache. Sehen Sie hier zum Anfang einen Auszug aus dem vorgeblichen Character des Königs Gustaf III., wie ihn Herr Acerbi zu erdichten oder sich erdichten zu lassen für gut befunden hat, und wie er von der Geschichte, wenn diese gerechte Richterin des Verdienstes dereinst auftreten wird, nicht wird geschildert werden. Mit Widerwillen wiederhole ich diese groben entstellten Züge der Ungerechtigkeit, aber ich bin gezwungen, es zu thun.

„Die herrschende Leidenschaft bey Gustaf III. „(sagt er) war, sich selbst und sein eignes Ansehen im Geheimen weit über die Wohlfahrt „seines Volks zu setzen. — Wenige Monate „nach dem Frieden mit Rußland fing er an, „mit aller Kraft Vorbereitungen zu einem Einfall in Frankreich zu treffen, eine nicht minder „schwärmerische Unternehmung als Carls XII. „Zug gegen Moskau, um den Czar zu entsetzen. — Zum Unglück für Schweden war „es nicht Heinrich IV., sondern Ludwig XIV., „den Gustaf III. zum Gegenstand seiner Nach- „eiferung wählte, und es war nichts ungewöhnliches,

„liches, ihn unter seinen Hofleuten ganz unver-
„steckte Vergleichen zwischen sich selbst und
„diesem Monarchen anstellen zu hören. Eifer-
„füchtig auf Carls XII. Ruhm drohte er, wie die-
„ser König, sein Land unter Ruinen zu begra-
„ben. — Er errichtete Academieen, beschützte
„die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften, doch
„dies alles floss nie aus einer reinen Begierde,
„diese großen Angelegenheiten des menschlichen
„Geschlechts zu befördern. — Er machte die-
„jenigen, die er beschützte, zu bloßen Werk-
„zeugen seiner Eitelkeit. Sogar die Aufmunte-
„rung, die er den schönen Künsten ertheilte,
„hatte keine andern, als eigennützige Bewegungs-
„gründe. Er wollte die Nation durch Schau-
„spiele und andre Neuigkeiten in Erstaunen
„setzen, mit dem Glanz seiner Pracht die Augen
„des Volks verblenden, und die Unterthanen
„mit dem Wunsch nach Vergnügungen erfüllen,
„um ihre Aufmerksamkeit von ihrer politischen
„Unterdrückung und Erniedrigung abzuzie-
„hen. — *Es war seine Absicht, jedes Gefühl der*
„Ehre bey ihnen auszurotten, und jeden Funken
„von Freyheit zu ersticken, damit er seinen Scepter

über

„über eine Horde von Sklaven führen möchte. Er
„war ein größerer Feind der Schwedischen Na-
„tion als Carl XII.; denn dieser ließ in den Ge-
„müthern der Schweden wenigstens das Gefühl
„der Selbstachtung und des Nationalstolzes. — —
„Sie wurden durch seinen Namen für die Liebe
„des Ruhms beseelt und beweinten sein Anden-
„ken. Aber Gustaf's III. Gedächtniß wird in
„dieser Stunde nur von Malern, Muscanten,
„Comödianten und einzelnen Günstlingen ge-
„liebt. — Was die Wissenschaften betrifft, so
„war er so weit davon entfernt, ihnen irgend
„eine wirkliche Unterstützung zu gewähren,
„daß er sie im Gegentheil mit Vernachlässigung
„und Verachtung behandelte. Die prächtige
„Sammlung für die Naturgeschichte, die Linné
„bey seinem Tode hinterließ, ward mit Erlaub-
„niß des Königs an einen Engländer verkauft
„und nach England gebracht. Viele von den
„Handschriften des unvergleichlichen Bergmann's
„mussten, aus Mangel an Aufmunterung in Schwe-
„den, ausländischen Händen übergeben und in
„Deutschland gedruckt werden. Wenn eine
„Vergleichung zwischen dem Zustande der Wis-
senfchaf-

„fenschaften während der vormaligen aristocra-
„tischen Verfassung und Gustaf's III. Regierung
„angestellt wird, wo findet man denn während
„der letztern einen Naturforscher, wie Linné,
„einen Mineralogen, wie Bergmann, einen
„Sprachkenner und Alterthumsforscher, wie
„Ihre, einen Mathematiker, wie Klingenstjerna,
„einen Chemiker, wie Wallerius, einen Arzt, wie
„Rosenstein, einen Orientalisten, wie Aurivil-
„lius? — Was für ein erstaunlicher Unterschied
„zwischen dem Schwedischen Adel vor und nach
„Gustafs III. Zeit! — *Gustav III. hatte nur unver-*
„*ständige, unwissende und schwache Menschen um*
„*seine Person.* So lange die Regierungsform von
„1772 währt, wird man wahrscheinlicherweise
„von keinem grossen Character unter dem Schwe-
„dischen Adel sprechen hören. Der ehemalige
„Reichsrath, es ist wahr, *war verdorben, feil,*
„*und jede Minute bereit, sich dem Meistbietenden*
„*zu verkaufen,* aber selbst in dieser Neigung zur
„Käuflichkeit lag ein Reiz, sich durch seine Ei-
„genschaften und seine Geschicklichkeit auszu-
„zeichnen, u. s. w.“

Sehen

Sehen Sie hier, mein Herr, wie einer der größten Männer und Könige des Zeitalters von einem kleinen, fremden Beschreiber, der durch Schweden geguckt hat und nach Gewohnheit ein Buch von seinem Durchfluge herausgeben mußte, geschildert wird. Aber woher hat denn Herr Acerbi diese bewundernswürdige Kenntniß von Gustafs III. geheimsten Gedanken und innerster Gemüthsart geschöpft? Was für ein edler Wahrheitsfreund hat ihm im Geheimen diese wohlgemeinten Bissen für seine anzeichnende Feder zugeflüstert? oder auf welchen historischen Angaben, auf welcher innern, nähern Kenntniß der Begebenheiten hat er selbst sie gründen gekonnt? Er, der sonst in seiner ganzen Arbeit so wenige Untersuchung, Aufmerksamkeit und Kenntniß verräth, daß er fast keinen einzigen Vorfall berichtet, wovon er den Zusammenhang nicht falsch aufgefaßt hat, keinen Gegenstand des gemeinen Lebens ohne Mißverständniß oder Verfälschung beschreibt, keinen Namen, selbst nach dem Calender, aufzeichnet, ohne ihn unkenntlich zu machen, von keiner Person, wie merkwürdig sie auch seyn mag, spricht, ohne sie entweder

der

der mit einer andern zu verwechseln, oder von ihr die sonnenklarsten Ungereimtheiten zu erzählen? Wie ist er nun mit einem Male ein so allwissender Maler der Seele eines bereits hingschiedenen Königs geworden?

Erinnern Sie sich, mein Herr, daß dieser scharffsinnige Historicus, der mit der Post zu uns kommt, um über unsere Musik und unsere Könige Gericht zu halten, eben derselbe lustige Mann ist, der die Begebenheiten zur Zeit des Königs, über den er spricht, so wenig kennt, daß er vom Frieden in *Weräla* (den er den Frieden in *Wensla* nennt) als einer nothwendigen Folge des vorausgegangenen Friedens zwischen Rußland und der Turkey spricht, der Gustafs III. Person, Eigenschaften und Lebensart so wenig kennt, daß er ihn zu einem vorzüglichen Schlösser macht, und ihn seine müßigen Stunden am Amboss zubringen läßt, der endlich den Character, die Umgangsart, und die feine Ausbildung dieses Monarchen so wenig kennt, daß er ihm sogar die Sitten eines Schmidts beylegt, ihn die Fremden an seinem Hofe mit Fragen über das Wirthshaus *Fittja* aufziehen und sich über
die

die Verlegenheit der Hofdamen bey ihren zweydeutigen Aeufserungen oder ungleichen Beschreibungen desselben herzlich ergötzen läßt.

Lassen Sie uns, mein Herr, das Schickfal des grossen Mannes, welches Land ihn auch gebohren haben mag, beklagen, der sich vom Himmel und durch die Grösse seiner eignen Seele berufen fühlt, ein von einheimischen Partheyen fortgeführtes und zerrissenes Volk am Rande des Abgrunds zurückzuhalten. Es sind nicht die schwersten Stunden seines Lebens, in denen er die grossen Thaten ausführet. Er wird auftreten, mit starker Hand das Ruder des Staats ergreifen und diejenigen, die sich darum streiten, zurückstossen. Alle werden sich vor ihm beugen, aber in tausend Herzen wird ein heimlicher Unwille kochen! Der Groll und die Zwietracht werden niedersinken und zu ersterben scheinen, — aber es nur scheinen. Vergebens ist der Ausspruch der Edlen, für und wider, edel und offen. Die verborgene Schmähfucht wird nach und nach den verborgenen Eigennutz rächen. Mit funkelnden Augen und zischender Schlangenzunge wird sie den Tadellosen die ganze Zeit
sei-

seines Lebens umschleichen, sich mit Hohngelächter endlich auf sein blutiges Grab setzen, und die Fremdlinge zu sich winken, um ihnen ihre Anzeichnungen einzugeben.

Dies Gemählde ist schwarz und traurig, aber es ist nach der Natur, wenn es anders die Natur ist, die aus gleichen Begebenheiten und Unternehmungen gleiche Folgen herbeyführet. War so nicht das Loos Heinrichs IV.? und wie wenig davon verschieden auch das des ersten Gustafs? Ihrem Andenken hat die Geschichte Gerechtigkeit widerfahren lassen und nur von ihr erwartete sie Gustaf III. Ihr sey die Sorge für seinen Namen in der Nachwelt übertragen, und lassen Sie uns nicht zweifeln, daß sie ihren Beruf erfüllen werde!

Möge sie dereinst sagen, ob die Revolution von 1772. zur Unterdrückung oder Errettung der Nation beytrug, ob die königliche Gewalt Einschränkungen machte, oder sie seit 30 Jahren erduldet hatte; ob es überhaupt damals in Schweden irgend eine königliche Gewalt mehr gab.

Möge

Möge sie sagen, ob ein Fürst, der Alles, Thron, Ruhe und Leben wagt, um seinem Vaterlande eine innere kräftige Verwaltung und eine edle äussere Unabhängigkeit wieder zu geben, den Namen eines Feindes und Erniedrigers der Nation verdient, während Partheyen, die alles aufopfern, um einander zu unterdrücken, und die wechselsweise von ausländischen Interessen geleitet werden, mit Recht die Vertheidiger der Freiheit und die Wohlthäter der Nation genannt werden sollten?

Möge sie sagen, ob der Schutz, womit Gustaf III. die Wissenschaften, die schönen Künste und alle Bemühungen des Geistes ermunterte, bloß eine lächerliche Nachahmung der glänzenden beschützenden Grösse Ludwigs XIV., oder ein vernünftig berechnetes Mittel war, die Kräfte des Geistes in einem Lande am Leben zu erhalten, wo sie gewöhnlich ermatten und zur Schlafheit niederfallen, sobald sie nicht mehr von Partheysucht und politischen Stürmen aufgereizt werden.

Möge sie sagen, ob ein sechzehnjähriger, ununterbrochener Friede kriegerischen Ehrgeitz
und

und leichtsinnigen Wetteifer mit Carls XII. Siegesthaten beweiset: ob die Realisation der Münze, die Verbesserung der Festungen, die Schöpfung einer neuen Flotte, die Verjüngung der alten, die Aufhebung der Gemeinheiten in Finland, die Errichtung von Freyhäfen, die Freylassung des Kornhandels, die Aufnahme des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, und die vermehrte Volksmenge von einer vernachlässigten Verwaltung während dieser 16 Jahre zeugen?

Möge sie sagen, ob die Branntweins-Einrichtung (wobey Hr. Acerbi sich auch aufhält) ein an der Nation begangener Raub, oder ein recht gut zu vertheidigender Versuch war; eine der vornehmsten Quellen, woraus das Untergewicht unseres Landes entspringt, mit einigem Gewinn für die Krone, zu verstopfen.

Möge sie sagen, ob die Denk- und Druckfreyheit in Gustaf III. einen unterdrückenden Despoten fanden, ob jemals ein Monarch mit seiner Macht den Mückenstichen aller Scriblerey eine gleichgültigere Gröfse entgegengesetzt hat, oder ob, da er sie endlich beschränken zu müs-

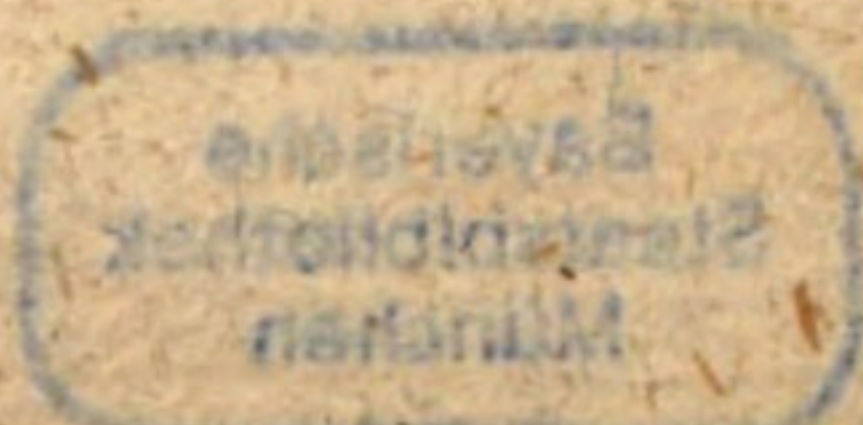
G

fen

sen glaubte, die Vernunft und das wahre Genie sich deswegen jemals gezwungen fühlten. Sie wird hiervon mannichfaltige und sogar bewundernswürdige Beweise haben.

Mit welcher Ueberzeugung auch bereits vieles darüber gesagt werden könnte, so überlassen wir doch das Meiste dem Ausspruch der Geschichte, die, während der Groll und der Leichtsinne noch schreyen, und die Welt zweifelnd lauscht, langsam ihre Fackel anzündet und die Decke von dem Gemählde des kämpfenden, stürmischen Lebens und des wirklichen Heldentodes dieses grossen Mannes hebt.

Aber es ist nicht das Recht der Geschichte, Alles allein zu sagen. In einigen Dingen gilt und muß bereits das Zeugniß seiner Zeit, und derer, die ihm nahe waren und ihn lange umgaben, gelten. Hören Sie sie, und sie werden Ihnen sagen, daß, wenn die innigste Güte, in Vereinigung mit Grösse und Kraft des Gemüths den *Adel des Charakters* ausmacht, so hat Gustaf III. die grössten Ansprüche von der Welt auf diesen Lobspruch; daß, wenn seine lebendige Einbildungskraft, die alle grosse und edle Gegenstände mit



mit Heftigkeit umfasste, ihn mit einer Art von Entzücken an die Cultur und den Glanz des Genie's in Ludwig XIV. Zeitalterknüpfte, so hatte Heinrichs IV. edles Herz nicht weniger tiefe Eindrücke in ihm zurückgelassen, und es ist nicht zu viel gesagt, daß er mit demselben und dem seinigen eine beständige Vergleichung anstellte.

Hören Sie sie weiter, und sie werden Ihnen sagen, daß die Begriffe: Monarch und Vater des Volks, in seiner Denkungsart wirklich vereinigt waren; daß er, lassen Sie es uns gestehen, in dem Gange zu seinem Ziel, ein Gesetz, das ihm als ein Hinderniß in den Weg gestellt wurde, bey Seite setzen, oder, wenn ihm getrotzt ward, eine allgemeine Form, die er selbst geschaffen hatte, zerbrechen konnte; aber in allen Verhältnissen seines Schicksals, in Gefahren und glücklichen Ereignissen, immer außer Stande war, sich diese tyrannischen Streiche, diese Vergessenheit des Menschenrechts und des Menschenelends, wodurch die wilde oder verschlagene Gewalt sich so oft den Weg zu ihren Zwecken gebahnt hat, zu Schulden kommen zu lassen;

dafs er befehlen wollte und wirklich befahl; dafs er aber jeden Schein eines despotischen Joches hafte; dafs er alle, die unter ihm lebten, frey und glücklich wissen wollte; auch bey seinen Unterthanen den Stolz des Characters liebte und hochachtete; dafs er in seiner Hand eine grofse Macht sammelte, aber zum möglichen Gebrauch wider Partheyspaltungen, niemals um übrigens den Druck derselben fühlen zu lassen, — dafs er, mit einem Wort, herrschen, aber geliebt werden, gehorcht seyn, aber von einer Nation, die unter seinem Scepter ihre Kraft und ihr Recht auf Hochachtung bewahre, gehorcht seyn wollte.

Man mag, nach verschiedenen politischen Grundsätzen, verschieden von der Macht, womit sich Gustaf III. bekleidete, urtheilen können. Was nicht geläugnet werden kann, ist, dafs er, nach einem mehrjährigen Kriege, das Reich bey seinem Tode, in eine bedeutende Schuldenlast vertieft, hinterliess. Aber man wird aus einem politischen Beurtheiler in einen unverständigen Schreyer verwandelt, wenn man aus einem solchen Grunde seine Gefinnungen gegen

gen sein Land und sein Volk angreift. Können diese nach den weniger glücklichen Folgen einer einzigen, durch ganz unerwartete Ereignisse von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewandten, kriegerischen Unternehmung beurtheilt werden? Der beste, edelste Wille kann Unfällen begegnen, die, auf eine oder die andere Art, die versprochenen Vorthelle in die gefährlichsten Lagen verwandeln. Selbst Friedrich II., der mit dem gerechten Ruhme eines Musters der Könige starb, blieb er ohne diese Erfahrung? Hatte nicht auch er seine Hülfquellen versiegt gesehen? War auch nicht er in gewissen Augenblicken der Verzweiflung nahe? Ein langes Leben setzte ihn in den Stand, Alles zu verbessern. Gustaf III. war nicht ein gleich glückliches Loos beschieden.

Nur die ruhende Unthätigkeit kann sich bis zu einem gewissen Grade von den Begebenheiten unabhängig machen. Die Grösse, die kämpft, kann es nicht, aber sie wird auch nicht nach ihnen mit Gerechtigkeit beurtheilt.

Doch, warum rede ich von *Gerechtigkeit*? War von ihr bey dem Geschrey des Partheyhasses gegen Personen oder ihr Gedächtnifs jemals
die

die Frage? Sucht man aus Achtung gegen die Gerechtigkeit Alles, selbst, wenn es möglich wäre, die Geschichte irre zu leiten, und Gustaf III. der Nachwelt, wenigstens dem jetztlebenden Europa, als einen despotischen Unterdrücker seines Vaterlandes, ohne Gefühl, weder für die Wohlfahrt noch für die Rechte seines Volks, darzustellen?

Wer jemals diesen König gekannt hat, ich möchte beynahe sagen, wer ihn nur das Wort *Vaterland* (es war gerade der Wahlspruch, mit dem er den Thron bestieg) nennen gehört hat, kann wissen, welche Gedanken er im Grunde seiner Seele damit verknüpfte, und ob es für ihn eine erhabnere Vorstellung, als die Aufrechterhaltung desselben gab, so weit sie von persönlichem Muth, persönlicher Gröfse abhängen konnte, denn oft hatte er keine andere Mittel in seiner Hand. Aber es war sein Schicksal, unter Stürmen, von denen er persönlich bedroht ward, zu regieren. So war der Anfang, so das Ende seiner Herrschaft. Wenn man auch gestehen muß, daß diese Lage wirklich zu Schritten, die seine Macht über das geschriebene Gesetz erhöhten,

heten,

heten, führte, folgt daraus wohl, daß seine Gemüthsart und seine Neigungen so waren, wie man sie zu schildern gesucht hat, und seine ganze Begierde nur auf drückende Gewalt gerichtet war? Zuerst und vor allem, was ist *drückende Gewalt*? Ist sie jeder Grad über die Macht, die König Adolf Friedrich besaß? Das heißt, der geringste Grad über *keine*? Zum andern, in der Wahl, gedemüthigt zu werden, oder sich gefürchtet zu machen, von seinen Gegnern gestürzt zu werden, oder sie zu unterdrücken, ist man, wohl frey, seinen mildern Neigungen, im Fall man sie auch hegt, zu folgen? Oder glaubt man, ihm diese abstreiten zu können? Wird man so leicht vor einer aufgeklärten Nachwelt selbst den Hauptcharacter einer ganzen Regierung, eines ganzen Lebens auslöfchen können?

Man kann sagen, wenn man will, daß Worte und Ausdrücke nichts beweisen: oft malen sie gleichwohl in einem einzigen Zuge die Denkungsart. Und dieser Name des *ersten Mitbürgers*, womit sich Gustaf III. allein unter den Königen ehrte, beweiset er nicht wenigstens seinen Begriff von *wahrem Königswerth*? Hatte er
über-

überdies kein erworbenes Recht daran? Nicht durch seine erste Staatsumwälzung? Nicht durch die friedlichen Sorgen mehrerer Jahre? Nicht durch seinen Eifer für die Cultur und die Ehre der Nation? Nicht durch die Milde, das Wohlwollen und die Popularität seiner Regierung? Nicht durch die Mäßigkeit der Macht, die er sich 1772 zueignete? Dieser erhabene Name eines *mitbürgerlichen Königs*, war er ein leerer Wortschmuck bey dem, der drey Tage die Alleinherrschaft in seinen Händen hatte und sich ihrer aus eigener Wahl entsagte? Bey dem, von dem selbst ein *Fersen* öffentlich erklärte, daß, *da ein getrenntes Volk seine Freyheit verlohren habe, sie ihm von diesem Könige edelmüthig wieder geschenkt worden sey.*

Um für einen Unterdrücker gehalten zu werden, ist es in Wahrheit nicht genug, sich eine größere Macht, als man vorhin hatte, zugeeignet zu haben. Der Punkt, von dem man ausgegangen ist, die Lage, worin man sich dabey befunden hat, müssen auch in Erwägung gezogen werden. Europa kann noch nicht mit hinreichender Umständlichkeit, weder die Un-
ruhen

ruhen unserer ehemaligen Regierungsart, noch die wirklich schwere Lage des Regierenden, oder den schwach gedämpften Geist dieses ganzen politischen Systems kennen, der bey der geringsten Veranlassung bereit schien, wieder aufzuleben. Erinnern Sie sich aber, mein Herr, daß der Vater dieses Königs Keinen zu einem geringen Amte befördern konnte, ohne Gefahr, den Ernannten durch die Stimmen des Rathes davon ausgeschlossen zu sehen; daß er nicht einmal eine Person von der untern Hofbedienung, die ihm mißfiel, aus seinem Angesicht entfernen konnte. Lesen Sie, wenn es Ihnen gefällt, König Adolph Friedrichs eignes Schreiben an die Stände von 1756, worin er öffentlich äußert, daß er sehe, *er bedeute weniger, als der geringste Einwohner des Landes*, daß er bey der geringsten Ausübung seines königlichen Berufs *harten und unverdienten Vorwürfen*, woran er ohne ein blutendes Herz nicht denken könne, *ausgesetzt sey*, und daß er lieber *den ihm von Gott und der Nation anvertrauten Scepter zurückgeben*, als ihn unter solchen Verhältnissen mit Angst und ohne königliche Würde führen wolle. Und gestehen Sie, nach

Beher-

Beherzigung dieser Umstände, daß, da man wirklich Alles gethan zu haben schien, um einen Rächer der beynahe vergessnen Würde des Throns herbeyzurufen, man dem Himmel wenigstens danken sollte, daß er dazu einen König mit Gustafs III. Edelmuth bestimmt hat.

Wollen Sie die wirkliche Gemüthsart eines Regenten kennen, so urtheilen Sie darüber mit Zuverlässigkeit nach den historischen Beyspielen, die auf seine Seele die lebhaftesten Eindrücke gemacht, und bey ihm eine gewisse Begierde zur Nachfolge, die selten unterläßt, sich deutlich zu verrathen, zurückgelassen haben. Gustaf III. ward nie durch Carls XII. alexandrischen Ruf, nicht einmal durch Carls XI. politischen Triumph über die Gewalt der Magnaten und den Einfluß der Familien bewogen, diesen Mustern nachzustreben. Aber August's verzeihender Edelmuth, Heinrichs IV. siegreiche Vertheidigung und wohlthätiger Gebrauch seiner Rechte, Ludwigs XIV. Zeitalter in Hinsicht auf die Wissenschaften und die Cultur des Geistes, vor Allen Gustaf Adolf, von seinem Adel, das heist von beynahe eben so vielen Helden und Staatsmännern, eben so

vie-

vielen Grundstützen der Schwedischen Ehre und Selbstständigkeit gefolgt und umgeben, veranlaßten ihn, besonders in gewissen traurigen Augenblicken, zu den rührendsten Betrachtungen. Er wollte um den Preis seines Bluts, weniger der äußern Kriegsehre, als der innern Vereinigung wegen, diese Epoche seinem Lande zurückführen. Stolz auf jedes, älteres und neueres Schwedisches Verdienst, wodurch das Vaterland vertheidigt oder geehrt worden war, suchte er nichts lebhafter, als durch die edelsten Beweise dankbarer Erinnerung zur Nachfolge desselben aufzumuntern. Mit seiner eignen Hand zeichnete er als ein unbekannter Verfasser das Denkmal *Torstenson's*, und legte auf *Ehrensvärds*, des StifTERS der Scherenflotte, Grab mit entblößtem Haupte die Fahnen nieder, die ihm der Sieg bey *Svenksfund* gegeben hatte.

Und von diesem Könige erkühnt sich ein Fremdling, der sein Auge kaum über die Oberfläche unseres Landes hat schweifen lassen, zu schreiben: *dass er den letzten Funken des Ehrgefühls in der Nation auslöschen wollte, um seinen Scepter über eine Horde von Sklaven zu strecken!* —

Dies

Dies wollte er, diese Cäsarische Seele, der niemals weder seines Vaters Demüthigungen, noch seine eigne Widerwärtigkeiten rächte! — Dies wollte er, der fast ohne Ungeduld bey politischen Spaltungen und ohne den geringsten Anschein, Haß gegen seine Widersacher zu empfinden, nur mit der ungestörten Ruhe der Ueberlegenheit von ihnen sagte: *sie spielen ihr, und ich mein Spiel!* Und der, nachdem das Uebergewicht in seiner Hand war, die ersten und vornehmsten unter ihnen auf keine andere Art, als durch einen größern Grad der Achtung und des Vertrauens auszeichnete! Dies wollte er, der in einem Höpken, einem Hermanson, einem Fersen, wie auch sonst ihre politische Rolle gewesen war, immer nur Männer von hohem Gemüth, Männer von vortrefflichen Eigenschaften erblickte, die dem Schwedischen Namen Ehre machten! Dies wollte er, der auf dem Reichstage 1789, da die Sicherheitsacte zur Annahme vorgeschlagen ward, bey den verschiedenen Meynungen der Stände, mit wiederholten Lobsprüchen die Rede des eifrigsten Gegners, des Grafen Hamilton, dawider rühmte, und, beynahe in dem Augenblick,

blick, da er vom Thron niederstieg, einen Mann, der seines Privatunganges genoß, und der, wider alle seine Erwartung, bey dieser Gelegenheit auch als Redner dagegen aufgetreten war, umarmte: *Ich kenne Sie*, sagte der König, *Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie sind Ihrer Ueberzeugung gefolgt, und ich halte Sie deswegen hoch. Factionsgeschrey und Ungebührlichkeit verdriefsen mich!*

So, mein Herr, werden diejenigen, die Gustaf III. gesehen und gekannt haben, Ihnen seinen Character schildern, und ihn mit treffendern Farben, als Herr Acerbi, schildern. Sehen Sie hier einige hinzugesetzte Anmerkungen in dieser Hinsicht, die ich der richtenden Zeit zu bekräftigen oder auszulöschen überlasse.

Wenn es das einzige Verdienst eines Königs wäre, in Zeiten bürgerlicher Stürme sich mit geduldiger Demuth in die immer engeren und engeren Gränzen seiner verminderten Macht einzuschließen, während die Völkerschaft überall ihre hundert Eisenarme ausbreitet; wenn, sage ich, dieser leidende Character, diese moralische Ergebung den vornehmsten Lobspruch eines Königs ausmacht, so verleiht, lassen Sie es uns
geste-

gestehen, Gustaf III. sein Recht daran. Aber dies waren nicht seine Begriffe von Königstugend. Mit der vollkommensten historischen Kenntniß der Schicksale seines Vaterlandes versehen, mußte er wissen, daß, wenn Schweden jemals Ruhe, Glückseligkeit, und auch auswärtiges Ansehen genossen hat, es immer dann, wann ein guter Regent, mit einer hinlänglichen königlichen Macht, auf dem Thron gesessen hat, gewesen ist. Er mußte es als eine Pflicht gegen sein Reich ansehen, die Gewalt wieder an sich zu ziehen. Nicht, weil eine solche Macht in der Hand eines Einzigen nicht bisweilen gefährlich werden könnte, sondern weil sie, wie ein Raub, unter Mehrere vertheilt, immer noch weit größere Gefahren mit sich geführt hat.

Wissen diejenigen, die schreyen, daß dies bey ihm nicht Vaterlandsliebe, sondern Privat-ehргеiz war, was sie sagen? Kennen Sie in der Geschichte irgend einen, kühner Unternehmungen fähigen Helden, ohne diese Begierde nach einem ehrenvollen Namen, die edle Seelen belebt? Gustaf Adolf, Carl X., selbst Heinrich IV., thaten sie nichts für die Lobsprüche des Ruhms?

Schließt

Schließst die Liebe desselben den Eifer für das Vaterland aus? Und kommt nicht alles darauf an, auf welchen Ziel der Ehrgeiz gerichtet ist, mit welchen, für die Nation wohlthätigen Absichten er vereinigt ist?

Man hat nicht unrecht, wenn man sagt, daß die edelste aller Absichten, die von einem König gehegt werden können, der größte und würdigste Endzweck, nach dem er zu streben vermag, so wie die wahrhafteste Ehre, die er gewinnen kann, in der innern Wohlfahrt seines Volks und in einer Regierung besteht, die durch ihre verständige Sorgfalt die erschöpften Kräfte des Landes nach und nach wieder zunehmen läßt. Dies Alles ist gegründet; aber zuerst muß eine solche Regierung möglich gemacht werden. Ist sie es ohne die Einheit einer gewissen festen Macht, die nach einem bestimmten Plan fort-dauernd wirken kann? Ist sie es unter den Erschütterungen von Partheyen, die wechselsweise zugleich mit ihrer Macht auch die gegenseitigen Beschlüsse und Anstalten niederstürzen? Ist sie es während einer schimpflichen Abhängigkeit von auswärtigem Einflusse, dessen Interesse nie
ein

ein anderes als der innerliche Zwiespalt und die Ohnmacht eines solchen Staates mit der daraus fließenden äußern Unbedeutendheit gewesen ist?

Wenn man nun in seinen Urtheilen über die thätigen Verdienste der Könige nichts anders als Eigenschaften, wodurch eine gute ökonomische Verwaltung befördert wird, schätzen will, und wie es jetzt Ton ist, gegen jede andere Gröfse des Muths und der Thaten als ein Blendwerk der Eitelkeit, eine Begierde, von sich reden zu lassen, schreit, denkt man alsdann wirklich so vernünftig und gerecht, als man den Anschein haben will? Befindet sich ein Land nicht bisweilen in der Lage, wirklich eher eines Helden, als eines grossen Genie's für das Finanzwesen zu bedürfen, was für wirkliche Vortrefflichkeit auch in dieser letztern Eigenschaft liegen mag? Es giebt, denke ich, mehrere Gegenstände für den Heldenmuth, als allein Kriegszüge und Siegsentwürfe. Wie oft setzt nicht die Möglichkeit, selbst diesen innern Wohlstand, von dem man allein hören will, vorzubereiten, eine Bedingung von keiner geringern Schwierigkeit voraus, als einem Staatsgebäude, das durch anarchische

chische Stürme bereits in seinen Fugen wankt und einzustürzen droht, zuerst von Grund aus einen neuen Plan und neue Festigkeit zu geben? Aber ist ein solches Werk bloß ein Lustspiel für die Eitelkeit und den Ehrgeiz? Beweisen hier große Eigenschaften ihre vorgebliche Unnützlichkeit? Oder haben wir aller historischen Erfahrung so vergessen, daß wir glauben sollten, es könne irgend ein Nationalwohlstand unter einer fortdauernden politischen Auflösung erzeugt oder erhalten werden? Entweder lassen Sie uns aufhören, Könige zu beurtheilen, oder lassen Sie uns ihre Verdienste, wie es Vernunft und Billigkeit erfordern, nach dem Bedürfnis der Zeiten, von denen sie aufgerufen oder gebildet werden, beurtheilen.

Man hat gesehen, daß halbgefunkene Staaten bloß durch eine verständige Verwaltung wieder emporgekommen sind, so lange die Einigkeit, die Zusammenhaltung der regierenden Macht selbst, noch nicht gänzlich aus ihnen verschwunden gewesen ist; aber nie sah man, daß Staaten, die innerer Zwiespalt zerrüttete, von dem Verfall gerettet wurden, ohne durch die

Kraft eines wahren Heldengeistes, der, wo er nöthig ist und vermisst wird, durch nichts ersetzt werden kann. Seine Erscheinung erhebt zwar nicht immer und nothwendig die Nation zu einem blühenden Zustand, aber im entgegengesetzten Fall geräth ein Staat endlich in Gefahr, selbst seine politische Existenz zu verliehren. — Ich erlaube es mir nicht, hierüber mehr zu sagen; aber der grofse Mann, der, bey Zeiten, gewissen bereits verschwundenen oder verschwindenden Staaten, diese verlorrne Stärke einer inneren Vereinigung wiederzugeben vermocht hatte, dürfte gröfsere Ansprüche auf ihre Dankbarkeit haben, als derjenige, der aus der Erde, den Bergen und dem Meer, ihnen die grössten Reichthümer zu erzwingen gewusst hat. Denn wir haben an Beyspielen gesehen, wie wenig der Wohlstand allein beschützt, wenn das Band der Eintracht aufgelöst ist, und die Kräfte gegen einander gerichtet werden. Und mancher Staat dankt, nach einem Jahrhundert oder einer kürzern Zeit, dem Haushalter für seine Blüthe, der, in diesem seinem Wohlstande, ganz vergisst, dem Helden und dem Gesetzgeber dafür zu danken, dass

dafs er noch da ist und deffelben genießen kann.

Sehen Sie hier, mein Herr, die Grundsätze, nach denen man vielleicht in allen durch politische Spaltungen erschütterten Ländern über Könige urtheilen sollte, nach denen man, wie ich glaube, nur mit Billigkeit über Gustaf III. urtheilen kann, und nach denen es, wie ich überzeugt bin, die Geschichte dereinst thun wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dafs Hrn. Acerbi's Reisebeschreibung eine der Haupturkunden werden wird, worauf sie ihren Ausspruch gründen wird.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne ein Wort über Gustaf III. Schutz für die Künste und schöne Literatur hinzuzusetzen. Nichts, mein Herr, kann ungegründeter, als das Vorgeben seyn, dafs er sie nur aus Nachäffung Ludwigs XIV., als eine schimmernde Nebensonne um den Thron, ein äußerliches Blendwerk in den Augen des Volks, liebte. Ludwig's XIV. beschützender Edelmuth war wahrscheinlich blos königlicher Prunk. Bey Gustaf III. war die Neigung zu diesen Beschäftigungen

eine warme und lebendige Liebe. Vom Anfang bis zum Ende seiner Regierung, in der Ruhe des Friedens, unter Partheystürmen, selbst in Kriegsgefahren, suchte er in ihnen beynahe seine einzige Erleichterungen von Sorgen und Mühen; er kehrte, so oft er konnte, zu ihnen, als seinen heimlichen Freundinnen, zurück, und vom Hofe und der Welt getrennt, schloß er sich ganze Tage mit keiner andern Gesellschaft, als den grossen Geistern anderer Länder und seines eigenen ein.

Was hingegen die eigentlichen Wissenschaften betrifft, so findet man leicht, daß die Aufmunterung, die er ihnen ertheilte, ihm nicht denselben eignen Genuß gewähren konnte. Aber welcher Schwede, wenn er nur die geringste Kenntniß von diesen Gegenständen besitzt, wird dem Könige *Verachtung* oder *Vernachlässigung* der Wissenschaften vorwerfen. Auch in diesem, ihm fremdern Kreise, sah er nie einen grossen Namen glänzen, ohne einen Nationalstolz darüber zu empfinden, und ohne einen solchen Gelehrten durch irgend einen Beweis seiner königlichen Aufmerksamkeit zu erfreuen. Bey *Linné's*
zunehm-

zunehmendem Alter bewilligte er zugleich die Ruhe dieses grossen Mannes, und verdoppelte seine Einkünfte mit der einzigen hinzugesetzten Bedingung: *dass sein Name, zur Ehre der Universität Upsala, die Reihe ihrer Lehrer zieren sollte.* Nach *Wargentins* Tode ertheilte er, aus eigener Bewegung, seiner hinterlassenen Familie eine Pension. Ohne dass es irgend eines Vorwortes bedurfte, bekleidete er den Himmelsforscher *Melanderhjelm* mit Ritterorden und dem Adel, und hielt mit allen Beweisen sorgfältiger Aufmerksamkeit den Chemiker *Bergmann*, da er vom Auslande gesucht ward, zurück. Durch Münzen und Gedächtnisschriften trug er Sorge, das Andenken grosser gelehrter Verdienste ebenso sehr, als grosser bürgerlicher der Erkenntlichkeit der Folgezeit zu bewahren. Er führte selbst, während mehrerer Jahre, im Namen des damaligen Kronprinzen, die Oberaufsicht über den ersten Lehrsitz des Reichs, machte sich während seines Aufenthaltes in Upsala 1786 ein Vergnügen daraus, die Vorlesungen, nicht ein oder zwey Male, sondern gewöhnlich anzuhören, und führte an seiner eignen Hand unter der huldigenden

digenden Jugend und den mit Gnade ausgezeichneten Lehrern, in dieser Heymath der Wissenschaften, ihren künftigen Beschützer, seinen Sohn und Nachfolger, umher.

Dies mag für die gegenwärtige Gelegenheit genug von Gustaf III., der meiner Vertheidigung nicht bedarf, der nur der Rechtfertigung der Zeit nöthig hat, gesprochen seyn. Aber der Verdruss ist, wie ich glaube, berechtigt gewesen, seine Stimme zu erheben. Oft sammle ich so in meiner Vorstellung, nicht ohne innige Rührung, die verschiedenen Züge der Grösse dieses ungewöhnlichen Mannes zusammen und denke darüber nach, eben so wie man, wenn man um ein zerfallnes Denkmal wandert, in die Einbildungskraft die Schönheit seiner Zusammensetzung zurückruft, und aus den umherliegenden getrennten Massen auf die ehemalige Grösse desselben schliesst.

Aber es ist nicht genug, daß das Andenken dieses unsterblichen Königs von Herrn Acerbi auf das grausamste zerrissen wird. — Seinem nach ihm regierenden Sohn widerfährt keine grössere Gerechtigkeit. — Sagen Sie mir doch,
mein

mein Herr, verlange ich zu viel von einem jeden besondern Verfasser, wenn ich Achtung gegen ganze Nationen und diejenigen, von denen sie auf dem Throne repräsentirt werden, von ihm fordere? Wenn eine Nation mit Recht über die Verdienste ihres Königs' stolz ist, so wird sie auch in demselben Grade durch die erniedrigenden Urtheile, die man über ihn zu fällen wagt, beleidigt.

Ich durfte es wagen, meine Gedanken und Gefühle in Hinsicht auf einen bereits abgeschiedenen König, der durch den Tod aufgehört hat, es zu seyn, zu äußern. Sein Gedächtniß gehört bereits der Geschichte an, und die Gerechtigkeit, die ein Schwedischer Mann demselben widerfahren läßt, kann nicht mehr in den Verdacht feiler Schmeicheley gerathen. Aber sein Sohn ist jetzt mein König. Ich lebe und schreibe unter seinem Scepter, und meine Feder, die fortfahren wollte, wird von Ehrfurcht gefesselt. Es ist gleichwohl hart, mein Herr, daß die Schamlosigkeit eine Stimme hat, da die Wahrheit kaum eine haben darf; und dieser Augenblick ist gewiß der einzige meines ganzen Lebens,

bens, da ich mich darüber beklagen werde, als
sein Unterthan gebohren zu seyn.

Aber, mein Herr, wenn es mir nicht erlaubt ist, die unverstellte Sprache der Wahrheit zu reden, was kann mich verhindern, wenigstens aus der allgemeinen Welt der Ideen ein der Beherrschung würdiges Gemählde vorzulegen? Stellen Sie sich vor, daß Sie in einem Lande (wählen Sie es, wo es Ihrer Phantasie am meisten gefällt,) lebten, wo nicht lange vorher ein großer Mann und Held den Thron verlassen hat, und daß Sie, an seinem Grabe sitzend, die Urtheile der Bosheit, wiederholt vom Leichtsinne, hörten oder läsen. Stellen Sie sich zugleich vor, daß ein Nachfolger bereit sey, den Thron, auf dem er gesessen hat, einzunehmen, und daß eine geheime Schöpfermacht dem Tadler der Könige zuriefe: *verlange ihn so, wie du selbst ihn wünschest!* Oder was noch besser wäre, lassen Sie uns annehmen, daß dieses Recht zu wünschen der Vernunft selbst, dem Vaterlandseifer selbst übertragen würde; sagen Sie mir, mein Herr, wie würden Sie nach langer Prüfung diesen neuen Regenten verlangen, und welche Eigenschaften

genschaften, welche moralische Gemüthsbildung würde demselben von Ihnen angewünscht werden?

Würde es nicht, befragen Sie sich selbst darüber, diese Ehrfurcht gegen die Gerechtigkeit und die geschriebenen Gesetze seyn, die fest bey den bestimmten Gränzen steht, ohne sie zu überschreiten und ohne zurück zu weichen, und die es bey der Ausübung der regierenden Macht für eine eben so heilige Pflicht ansieht, ihr Recht zu beschützen und sich dabey zu halten.

Sollte es nicht diese weise Reife des Gemüths, diese bereits männliche Jugend seyn, die in ihrem hohen, frühzeitig entgegengenommenen Beruf allein Sicherheit und Vertrauen um sich verbreiten können? Diese Liebe zur Ordnung und vernünftigen Sparsamkeit, die durch Beyspiele mehr, als durch lästige Befehle befördert werden? Diese in jungen Jahren und hohem Glück so seltene Reinheit der Sitten, die den Vermuthungen der Lästerei nicht einmal eine Möglichkeit verstattet, und den Thron mit einer doppelten Heiligkeit, der Majestät und sittlicher Würde, umgiebt?

Wenn

Wenn die Frage über die Wahl zwischen verschiedenen Eigenschaften ist, und welche vorzugsweise gewünscht zu werden verdienen, sollte es alsdann, mein Herr, vor dem lebhaften, aber gefährlichem Schwunge der Einbildungskraft, dieser gesunde, prüfende Blick des Urtheils seyn, der in Allem die Gedicgenheit sucht, und gerade durch seinen einfachen Ernst scharfsichtig ist? Vor der politischen Leichtigkeit Mittel und Auswege zu erfinden, nicht lieber diese altritterliche Redlichkeit, die mit offner Stirne und geraden Schritten auf ihrer Bahn, nach der Richtschnur der Moral, der Ehre und allgemeiner Gesetze fortschreitet? Endlich vor der immer sanftern Güte lieber diese nothwendige Gemüthsmischung von Strenge und Milde, die, vermögend, tief gerührt zu werden, aber auch vermögend, über ihre Bewegungen zu gebieten, dem Leiden ihre besondrer Theilnahme schenkt, aber auch ohne Schwäche die öffentliche Pflicht eines Beschützers der Gesetze erfüllt?

Ist noch etwas übrig hinzuzusetzen, so lassen Sie es dann, mein Herr, diese gerechte Achtung gegen die Wissenschaften und die Cultur
des

des Geistes seyn, die ehrt und belohnt, ohne sie zu besondern Gegenständen der Leidenschaft zu machen, ohne im Rauche ihrer Lobopfer leben zu wollen; diese ehrwürdige Vereinigung des Monarchen und Hausvaters, die, wenn es erfordert wird, der Majestät allen ihr zukommenden äußern Schein ertheilt, aber dabey den Sitten in seinem Lande das Beyspiel eines der Ordnung unterworfenen Hofes und eines würdigen häuslichen Lebens giebt. — Lassen Sie es endlich, um das Gemälde zu vollenden, diese edle Festigkeit des Gemüths seyn, die ihren Gang zwischen den Schwierigkeiten einer begonnenen Bahn, gewiss daß das Ende derselben die Thaten dereinst rechtfertigen werde, gerade und unverzagt fortsetzt.

Ich müßte mich sehr betrügen, mein Herr, wenn man dem jungen nachfolgenden Könige nicht diese Eigenschaften wünschen, ihn nicht nach dieser Schilderung vom Schicksal erfliehen würde. Andre mögen entscheiden, ob dies Gemälde irgend einen wirklichen Gegenstand hat, oder nicht. Mir kommt es nicht zu, mich darüber zu äußern. Ich habe ein Ideal aufgestellt,
nicht

nicht eine Lobrede geschrieben, und überlasse die Anwendung desselben der Gerechtigkeit und der Nachwelt. Aber man kann sich, ohne sich über das, was wirklich gefunden wird, auszulassen, dasjenige, was gefunden werden könnte, wenigstens denken. Stellen Sie sich nun vor, daß diese Wünsche erfüllt worden sind, daß gerade ein solcher Prinz den Thron betritt, daß jeder edle und unparteyische Mann ausruft: *Seht einen König, der schon durch seine Denkungsart würdig ist, es zu seyn, und der nur Zeit bedarf, um gekannt und gerechtfertigt zu werden.* — Gut, wollen Sie wissen, wie auch Er, obgleich noch in seinen ersten Schritten, vom Leichtsinne beurtheilt werden würde? — Schlagen Sie Hr. Acerbi's Reisebeschreibung, den ersten Theil, die 91ste und die folgenden Seiten auf.

Was ich wenigstens als auf öffentliche Beweise gegründet zu versichern wage, das ist, daß, wer die Absicht und Kenntniß gehabt hätte, die Regierung des gegenwärtigen Königs wirklich zu schildern, schon um die Zeit, da Herr Acerbi sein Buch schrieb, das heißt, nach einer kaum vier Jahre fortgesetzten Herrschaft,

ganz

ganz andre und würdigere Gegenstände für sein Gemälde würde angetroffen haben, als den größten Theil derjenigen, wobey Hr. Acerbi für gut befunden hat, sich aufzuhalten. Er würde zum Anfang den *Rechtsgang* durch die nunmehr halbjährige Rechenschaft, welche die Hofgerichte von ihren Arbeiten ablegen müssen, verbessert, und den allgemeinen *Credit* durch eine neue Ordnung für die gerichtlichen Klagen und den Gesellschaftshandel befördert gefunden haben; er würde die Verordnung wegen einer besseren Lage und gesunderer Gefängnisse eingezogener Verbrecher, die vermittelt Schenkungen entweder angelegten oder erweiterten Hospitäler, die vorzügliche Ermunterung der Chirurgie und eine Menge dazu angewiesener Stipendien, und endlich die, mit einem dreyfach erhöhten Fonds verbesserte, Einrichtung der ehemaligen für die Wittwen und Kinder armer Beamten bestimmten Pensionsanstalt, als Beweise der edelsten Menschlichkeit zu rühmen haben.

Es würde ferner den Wachsthum des Ackerbaues durch die begünstigte Aufhebung der Gemeinheiten, durch die Verordnung über die
Pflicht,

Pflicht, Zäune anzulegen, durch die zur Fortsetzung der Aufhebung der Gemeinheiten in Finland angewiesenen Gelder, durch die zur Aufräumung der Flüsse und Wasserläufe angeschlagenen Summen und commandirten Arbeiter, endlich durch sehr verbesserte Oeconomie auf dem bedeutenden Theil der Reichsländereyen, die unter dem Namen der *Königshöfe* (Kongsgårder) ein wichtiges Stück in der allgemeinen Reichshaushaltung ausmachen, befördert gefunden haben.

Er würde die Fabriken und Manufacturen fast in allen Zweigen, der Wollspinnerey, den Webereyen, den feinen Schmiedearbeiten u. s. w. durch Beförderung neuer Erfindungen, bedeutende Unterstützungen und bis dahin nie genossene Freyheiten begünstigt gefunden haben.

Er würde die allgemeine Geschäftigkeit und die Communication zwischen den Landschaften des Reichs theils durch die Vollendung der bereits angelegten Canäle und Schleusenwerke, theils durch vorgenommene Untersuchungen, Plane und die Anschaffung von Fonds zur Eröffnung noch mehrerer Durchfahrten erleichtert gefunden haben.

Ich

Ich übergehe eine Menge anderer für das Reich nützlicher Bemühungen, als die verbesserte Rechenschaft für die Einkünfte des Reichs und ihre Anwendung; einen verbesserten Plan in der Oeconomie der beyden Flotten; die Unterstützung des Ost- und Westindischen Handels durch verminderte Zollabgaben; die Verbesserung der Feuerbaken und Lootsenanstalten, die sehr verbesserte Einrichtung der Kriegssacademie u. f. w.

Doch Alles dies, von welchem wichtigen Einfluß es auch seyn mag, verschwindet und verliert sich bey der Vergleichung mit den unendlich schwerern Sorgen, die der Zustand des Reichs in Hinsicht auf eingefallnen Misswachs und die äußerst drückende Lage der Finanzen erforderte, gleichsam aus dem Auge. Man denke sich, daß das Reich mit einer noch weit größern ausländischen Schuldenlast, als bey Gustafs III. Tode entgegengenommen ward, daß der Getreydebau ein Jahr nach dem andern fehlschlug, daß die Heringsfischerey mißglückte, daß der Handel durch die allgemeinen Kriegsunruhen gezwungen war und stockte; hierzu
lege

lege man eine im Werth immer sinkende Münze nebst einem neuen Untergewicht des Handels von beynahe einer Million Tonnen ausländischen Korns für ein einziges Jahr; — und dennoch wurden 23 auf einmal in Noth gerathene Lehne durch eine Unterstützung von mehr als einer Million Reichsthaler an Geld und Getreyde aus der Verlegenheit gerettet, und überdies die wirklichen Einkünfte des Staats, theils durch eine bessere Einrichtung der Staatsöconomie selbst, theils durch die edelste Theilung der Hinterlassenschaft des vorigen Königs zwischen dem König und dem Reiche, in einer so kurzen Zeit mit ungefähr 600,000 Reichsthalern vermehrt.

Lassen Sie mich, mein Herr, zu dem, was Herr Acerbi nicht gesagt hat, auch noch das, was er, da er sein Buch schrieb, noch nicht sagen konnte, hinzusetzen. Die ehemalige berühmte Gradmessung in Torneå ist durch eine neue, auf königliche Kosten unternommene Messung berichtigt; der für Finland so wohlthätige Kartoffelbau ward durch eine jährliche, der Finischen Haushaltungs - Gesellschaft überlassene bedeutende Unterstützung befördert; zur Verbesserung

besserung des Schonischen Ackerbau's ward durch das Gesetz von der Theilung der Gemeingüter, durch Versetzungen aus größern Dörfern und die jährlich dazu bestimmte Geldhülfe von 10,000 Rthlr. (eine Sorge für eine der nützlichsten Angelegenheiten des Reichs) der Grund gelegt, und, was nicht zuletzt genannt werden sollte, die endliche Realisation der Creditmünze mit der Zurückgabe der halben zu diesem großen Zweck bewilligten Vermögenssteuer, ist bestimmt, und wird bald ihren Anfang nehmen. Lassen Sie mich noch zuletzt erwähnen, daß das Staatswerk im Allgemeinen in Hinsicht auf sein *Debet* und *Credit* sich gewiß in langer Zeit nicht der Ordnung und des guten Zustandes, worin es sich gegenwärtig befindet, hat rühmen können.

Sagen Sie mir nun, mein Herr, habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, daß, da Herr Acerbi vor Europa ein Gemählde der gegenwärtigen Regierung unseres Landes aufstellen wollte, er über diese und ähnliche Gegenstände hätte Aufklärung und Kenntniß suchen sollen, eher als in heimlicher Vertraulichkeit mit der schleichen-

chenden Bosheit, dergleichen eben so elende als ungereimte Klatschereyen aufzuhaschen und bekannt zu machen?

Ich habe mich bis dahin nur der beyden erhabenen Gegenstände für Herrn Acerbi's beschreibende Ungerechtigkeit erinnert, und den Beleidiger selbst beynahe vergessen. Wenn es mir jetzt erlaubt wäre, mein Herr, in einem Briefe an Sie, die Rede an eine andere Person zu richten, und mich von der Höhe Gustafs III. und seines regierenden Sohns auf einem Male hinab bis zu Herrn Acerbi hinunter zu stürzen, sehen Sie hier, was ich ihm alsdann zu sagen haben würde.

Verfasser oder vielmehr Zusammenstoppler eines, dem Stile nach, mittelmässigen, unzuverlässigen, von Kenntnissen entblößten und einem grossen Theile des Inhalts nach beleidigenden Buchs, mit welcher Schicklichkeit, ich will nicht fragen, mit welchem Recht, unternehmen Sie, während Ihrer Durchreise durch unser Land, über den Character, die Grundfätze, die Regierungsfehler zweyer unserer Könige, sogar über ihre geheimen Gedanken und Absichten

ten zu entscheiden? Sie, die Sie keinen von Beiden persönlich kennen, noch die Begebenheiten ihrer Regierung wissen, noch, nach vollständigen historischen Angaben, den Einen oder den Andern beurtheilen konnten? Sie haben unsere Provinzen von Göteborg bis zum Nordcap durchstrichen, wo Sie in dem Stammbuch angezeichnet haben, daß die Welt, so wie vor einem zweyten Alexander, vor Ihren weitem Unternehmungen aufhörte. Um bis zu diesem Ehrenziel, von dem Ihr Ehrgeitz geschmeichelt worden ist, vorzudringen, bedurfte es gleichwohl im Grunde nur guter Postpferde und einer gewöhnlichen Abhärtung des Körpers. Es wird etwas mehr erfordert, glauben Sie es mir, in das Innerste der Seele und der Gedanken eines großen Mannes, der, wie Gustaf III., unter Stürmen und Erschütterungen von der sonderbarsten Natur, ein Volk beherrscht, einzudringen. Es wird auch etwas mehr erfordert, um einen lebenden König, über dessen eben beginnende Bahn Ihr lauschendes Ohr nicht für dienlich befunden hat, etwas Anderes, als das niedrigste Geflüster der Klatscherey aufzuhaschen,

zu beurtheilen. Man fällt in diesem höhern Kreise keine gegründete Urtheile, ohne tiefe und genaue Kenntniß der Sachen, ohne Beurtheilung, Prüfung, Unpartheylichkeit; es ist keine von diesen Eigenschaften, die sich in Ihrem Buche findet. Erlauben Sie es mir, es Ihnen durch einige kleine Proben daraus zu beweisen?

Wenn Sie z. B. den Schwedischen Senat und die aristocratische Verfassung vor 1772, als *feil, verdorben, bereit, sich dem Meistbietenden zu verkaufen*, schildern, und in demselben Augenblick behaupten, daß die Regierungs-Veränderung, die der Möglichkeit solcher Unordnungen zuvorkam, das größte Unglück für die Nation war; wenn Sie hinzusetzen, daß man, so lange dieselbe Regierungsform dauert, wahrscheinlicher Weise von keinem *grossen Character* bey dem Schwedischen Adel mehr reden hören wird, sagen Sie mir, mein Herr, mit welchem Zusammenhange zwischen Ihren Ideen reden Sie dann? Zuerst und vornehmlich, auf welche historische Thatfachen gründen Sie die erniedrigende Beschuldigung, die Sie der ehemaligen Ver-

Ver-

Verwaltung zu machen wagen? Und im Fall diese Schändlichkeit wirklich gegründet wäre, was für einen Begriff, soll man glauben, daß Sie mit dem, was Sie einen *grossen Character* nennen, verbinden? Ist es dazu genug, nur unaufhörlich mit der königlichen Macht zu streiten, was für einen unmoralischen, was für einen verderblichen Gebrauch man sich übrigens auch von der Macht, die man besitzt, oder an sich reißt, erlauben mag?

Welcher erstaunender Unterschied, rufen Sie, zwischen dem Schwedischen Adel, wie er jetzt ist, und wie er vor der Revolution von 1772 war! Aber wo haben Sie denn diesen erstaunenden Unterschied gesehen? Vielleicht in der Oper? In den Concerten? In der Cour bey einem öffentlichen Speisen? Mein Herr, es finden sich noch zwey andere Plätze für den Schwedischen Adel, wo er von Ihnen hätte betrachtet werden müssen; diese sind in den Aemtern des Reichs und auf dem Felde gegen die Feinde desselben, sehen Sie ihn dort, und nachher urtheilen Sie! —

Sie reden von *grossen Zurüstungen*, die gleich nach dem Frieden mit Rußland 1790 zu einem

Ein-

Einfall in Frankreich gemacht wurden, die, sagen Sie, nicht minder abentheuerlich waren, als Carls XII. Zug nach Moscau, um den Zar zu entsetzen. Zuerst, wann und wo hätte Carl XII. jemals diesen abentheuerlichen Plan, den Zar zu entsetzen, bekannt gemacht? Man hat es aus seinem Betragen in Polen, aus einigen Ausdrücken, die ihm entfallen sind, vermuthet, aber eine Vermuthung ist kein historischer Beweis, und berechtigt nicht zu dem schimpfenden Beywort, dessen es Ihnen gefällt, sich zu bedienen.

Zum andern, war es nicht Carls XII. Zug nach Moscau, (welcher nach dem Aufbruch aus Sachsen, besonders nach dem Siege bey Holofzin, von Europa erwartet werden mußte, aber gleichwohl niemals zur Ausführung kam,) es war vielmehr die Abweichung nach der Ukräne, die die Verwunderung der Nachwelt erregte und Schwedens folgende Unglücksfälle bereitete. Was man diesem Könige vorgeworfen hat, war nicht sowohl der Plan, seinen Marsch nach der Russischen Hauptstadt zu richten, als vielmehr, daß er denselben, wider Aller Vermuthung, aufgab. So gewiß ist es, mein Herr, daß die Wahr-
heit

heit hier, wie an den meisten Stellen, gerade im Gegensatz Ihrer Ausdrücke und Urtheile gesucht werden muß.

Aber was waren es für starke Vorbereitungen, die Gustaf III., wie Sie sagen, zu einem gleich abentheuerlichen Einfall in Frankreich machte? Sie erzeigen uns viele Ehre, mein Herr, da Sie uns, nach einem dreyjährigen, von Schweden allein gegen die größte Macht im Norden bestandenen Kriege, noch zu großen Rüstungen im Stande zu glauben scheinen. Die Wahrheit ist, daß in der damaligen Lage der Armee, der Flotten, der Finanzen, solche Zurüstungen bey nahe unmöglich gewesen wären. Es konnte also keine Frage von irgend einer Schwedischen Armee seyn, und Gustaf III. dachte gewiß zu aufgeklärt und zu edel, um für die Sache eines entfernten Königs, wie sehr zugleich auch alle Könige dabey interessirt seyn mochten, den Rest des Blutes, das in drey Feldzügen für ihn selbst geflossen war, aufzuopfern. Es gebrach gegen Frankreich auch weder an Armeen, noch an einem Anführer an ihrer Spitze. Was man hätte wünschen können, wäre vielleicht ein
leiten.

leitendes Haupt, um die Bewegungen zu verbinden, ein Name von hohem Ansehen vor der Ausführung, und, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, eine gegenwärtige Central-Seele, gewesen, die den Unternehmungen zu rechter Zeit Leben und Nachdruck gegeben hätte. Dafs in dieser Hinsicht von mehrern Seiten Briefe gewechselt und Unterhandlungen angeknüpft wurden, weifs man aus sichern Quellen. Aber Gustaf hatte während seines Lebens so grosse Schwierigkeiten, nur kraft des durchdringenden Blicks, der sie abzumessen und zu beurtheilen verstand, besiegt. Er sah auch hier, zugleich mit der Stunde der Möglichkeit, bald ihre Flucht und den Punkt, wo sie aufhörte. Er war vielleicht von allen Regenten Europa's der, der zuerst und am weitesten von allen Planen, allen Versuchen, allen Hoffnungen der Art entfernt, ihre Unmöglichkeit vorher sagte. *Die Französische Revolution* (so war schon 1791 seine merkwürdige Aeufserung) *hat sich so unwiderstehlich fortgewälzt, dafs weder ich noch irgend ein Anderer — erinnern Sie sich, was ich jetzt sage — im Stande bin, sie zurückzuhalten.* Sehen Sie

Sie hier, mein Herr, die starken Zurüstungen, womit Sie, wie es scheint, in irgend einem Augenblick Ihrer frohen Laune für gut befunden haben, die Anzahl Ihrer interessanten und vor Allem zuverlässigen Nachrichten zu vermehren.

Gustaf III., sagen Sie weiter, *war ein grösserer Feind der Schwedischen Nation als Carl XII.* Dieser zuletzt genannte König ward am Ende unglücklich; dies ist für Sie genug, einen grossen Mann zu beschimpfen. Aber die Nation selbst denkt edler. Man sollte übrigens die Bedeutung der Wörter wissen, ehe man sie gebraucht. *Feind* ist nur der, der mit Vorsatz schadet, oder der gegen irgend etwas einen unüberwindlichen Abscheu und Widerwillen hat. *Feind des Sens commun* z. B. ist derjenige, der von dem einen Könige schreibt: *dass er die Augen des Volks mit dem Glanz seines Hofes verblendet, die Unterthanen zur Begierde nach Vergnügungen veranlassen wollte, und gleich darauf von dem nachfolgenden berichtet: dass er die Reize seines väterlichen Hofes in eine eingezogene und ungefällige Lebensart verwandelte.*

Sie

Sie verrathen auch nicht, mein Herr, irgend einen besonders vernünftigen Zusammenhang in Ihren Urtheilen und Angaben, da Sie zu Anfange der 83ten Seite sagen, daß Gustaf III., um Ludwig XIV. nachzuäffen, die Wissenschaften beschützte und ermunterte; und vor dem Ende der folgenden Seite, *daß er, weit entfernt, sie zu beschützen oder aufzumuntern, sie im Gegentheil verachtete und äusserst vernachlässigte.* Als einen Beweis dieser Vernachlässigung führen Sie an, *daß viele von den Handschriften des unvergleichlichen Bergmanns, aus Mangel an Aufmunterung, ausländischen Händen überlassen und in Deutschland gedruckt werden mußten.* Mein Herr, ich habe hierauf nur ein Wort zu antworten. Alle Arbeiten Bergmann's sind in Schweden gedruckt, ausgenommen solche, die für die Verhandlungen auswärtiger Academieen eingesandt wurden.

Als einen noch größern Beweis derselben Art erzählen Sie, daß Linné's vortreffliche Sammlungen zur Naturgeschichte, nach seinem Tode, an den Engländer Schmidt verkauft wurden, ohne daß sich Gustaf III. im Geringsten um
den

den Verlust derselben bekümmerte. Mein Herr, der König bot durchaus denselben Preis für diese Sammlungen, als der Engländer. Aber durch einen Zufall, den ich ein Mißverständniß nennen will, ward die Zeit, da der König von der Hauptstadt entfernt war, benutzt, um diesen gelehrten Schatz dahin zu führen, und ihn mit einem segelfertigen Schiffe nach England abzuschicken. Der König erfuhr diesen Vorfall mit dem größten Unwillen. Der Beweis davon ist, daß er nicht sobald Nachricht davon bekam, als er ein bewaffnetes Fahrzeug abschicken ließ, um das abgegangene Schiff in der See aufzufangen und zurück zu führen. Aber der Versuch war zu spät, und das Schiff und die Sammlungen entkamen. So, mein Herr, ist der Zusammenhang dieser Sache.

Sollten Sie an dieser Erzählung zweifeln, und sie vielleicht denen, womit Sie Ihre Reisebeschreibung angefüllt haben, gleich halten, so sehen Sie hier einen Bürgen dafür, den Sie nicht verwerfen werden. Verschaffen Sie sich *Schmidts Flora Britannica*, die in kleinerm Format von *Hoffmann* 1801. zu Erlangen herausgegeben ist.

Sie

Sie werden daselbst unter *Schmidt's*, des Käufers der Linné'schen Sammlung, eignem Porträt ein Gemählde finden, das das Andenken des Vorfalles bewahrt und beweiset, mit welchen Kenntnissen Sie auftreten, um Könige zu beurtheilen und ihr Gedächtniß zu verunglimpfen. Das Gemählde stellt das abgegangene Schiff, das von dem nachher ausgesandten verfolgt wird, vor, mit der Unterschrift: *The pursuit of the Ship, containing the Linnean Collection, by order of the King of Sweden* *). Nun, mein Herr, was sagen Sie zu dieser kleinen Nachricht?

Um die Vortrefflichkeit der aristocratischen Verfassung vor Gustaf III. Regierung zu zeigen, geben Sie eine Vergleichung zwischen dem Zustande der Wissenschaften unter beyden. Ich finde nicht, sagen Sie, unter *Gustafs III. Regierung* einen Naturforscher, wie Linné; einen Mineralogen, wie Bergmann; einen Sprachkundigen und Alterthumsforscher, wie Ihre; einen Mathematiker, wie Klingenstjerna; einen Chemiker, wie Wallerius; einen

*) „Die Verfolgung des die Linné'sche Sammlung enthaltenden Schiffs, auf Befehl des Königs von Schweden.“

einen Arzt, wie *Rosenstein*; einen Orientalisten, wie *Aurivillius*. Sie finden sie nicht, mein Herr, ich glaube es wohl, denn man findet keine Sache, ohne alle Kenntniß davon. Aber jeder Andere würde leicht gefunden haben, daß alle diese Gelehrte unter *Gustafs III.* Regierung lebten. Haben Sie übrigens, während Sie bey uns unsere Opern, Concerte, Mahlerfäle besuchten, oder während der Reise bis und von dem Nordcap, unsere jetzigen Mineralogen, Chemiker, Sprachgelehrte, Alterthumsforscher und Mathematiker, mit gehöriger Sorgfalt geprüft, um so gleich die Gränzen ihrer Verdienste bestimmen zu können? Haben Sie z. B. nach reifer Untersuchung und Vergleichung entschieden, wie weit *Melanderhjelm* an mathematischem Genie unter *Klingenstjerna*, *Tingstadius*, *Nordberg*, *Odman*, *Hallenberg* in der Kenntniß der orientalischen Sprache unter *Aurivillius* stehen? u. s. w.

Nehmen Sie hier, mein Herr, eine kleine Lehre der Beurtheilung entgegen, denn Ihre bewundernswürdige Einbildungskraft scheint derselben zu bedürfen. Man kann es der Regierung zur Last legen, wenn die Wissenschaften in einem
Lande

Lande verfallen und Mangel an Freunden haben, aber nicht, wenn zu dieser oder jener Zeit keine große Genies auftreten. Wenn man es der Regierungsform von 1772 zuschreiben wollte, daß wir keinen Linné mehr haben, würde man mit eben dem Rechte aus der bekannten Aufhebung der *Habeas corpus*-Acte herleiten können, daß England keinen Newton mehr besitzt und vielleicht nie wieder besitzen wird. Aristoteles und Kant, erinnern Sie sich es, haben beyde in Monarchien gelebt und geschrieben.

Gustaf III., sagen Sie, hatte um seine Person keine andere, als unwissende, unverständige, dumme Menschen. Mein Herr, es ist nicht leicht, weder im Umgange noch in der Lectüre, unwissende und unverständige Menschen ganz zu vermeiden. Von einem ganzen aufwartenden Hofe können nicht Alle große Genies und ausgezeichnete Heldenseelen seyn. Aber was waren es für Personen, die Gustaf III. gewöhnlich um sich hatte, und unter denen er abwechselnd seinen Umgang wählte? So weit ich mich erinnern kann, ein Wachtmeister, von Essen, Oxenstjerna, Vrede, Taube, Armfelt, Schröderheim, Rosenstein, Adlerbeth,

beth, eine Menge der übrigen hohen Beamten aus dem Militär- und Civilstande, dem Hofstaat und dem diplomatischen Corps zu verschweigen. Sollte es Ihnen nicht gefallen, mein Herr, zu Gunsten dieser Männer, (von denen Sie vielleicht nicht einen Einzigen kennen) Ihren ein wenig unhöflichen Ausspruch über diejenigen, die Gustaf III. umgaben, zurückzunehmen? Oder soll er stehen bleiben, um an Wahrheit und Gerechtigkeit allem dem übrigen zu entsprechen?

Seite 163. lese ich folgende Worte: *diese beyden Enthusiasten (der König und der Mahler Despres)* — Mein Herr, so drückt man sich nicht über Könige aus. Und wenn Sie sich, in öffentlichem Druck, gegen Personen von dieser Heiligkeit, Redensarten von solcher Beschaffenheit erlauben, mit welchen Namen berechtigen Sie alsdann nicht uns Andere, Sie zu benennen, wenn auch wir etwas drucken lassen?

Gustafs III. Gedächtniss, setzen Sie zuletzt hinzu, *wird in dieser Stunde von Keinem, als von Mahlern, Muscanten, Komödianten und besondern Günstlingen geliebt.*

Diese

Diese Schändlichkeit geht zu weit. Bücher-
schreiber! Die Nation trauert um ihn. Sein kö-
niglicher Sohn beweint in ihm nicht bloß den
Vater, sondern den großen Mann. Er hat seinen
Namen dem Zeitalter gegeben, das er uns her-
beyführte. Die Bürgerschaft seiner ehemaligen
Hauptstadt errichtet ihm in diesem Augenblick
eine prächtige Ehrensäule. Hoch hinauf in Fin-
mark haben Sie selbst, sogar unter Ihren Post-
bauern, entzückte Lobredner dieses Königs ge-
funden. Selbst die Classe, die politische Spal-
tungen von ihm trennten, läßt auf eine edle Art
seiner wirklichen GröÙe Gerechtigkeit wider-
fahren. Die Partheyflamme erlischt, aber Ehre
und Biederfinn bleiben in Schwedischen Busen.
Das Grab hat zugleich, mit seinem von der Hand
der Verrätherey zerfleischten Körper, alles, was an
ihm menschlicher Fehler, menschliche Schwäche
war, mit einem Worte, Alles, was von ihm
sterben konnte, aufgenommen; sein Andenken
lebt durch seine Verdienste, seine edle Den-
kungsart, seine großen Eigenschaften; es ist rein
und unsterblich. Hier und dort zischen nur noch
einige bittere Zungen, — und Sie, mein Herr,
haben

haben nicht unterlassen, sie unverzüglich aufzusuchen. Erlauben Sie mir aber, das Gegentheil zu thun, Sie schnell zu verlassen.

Von Ihnen, mein Herr, an den ich die Ehre habe diesen Brief zu schreiben, bin ich genöthigt, noch einige Aufmerksamkeit zu verlangen. Es ist mir noch übrig, einige Worte über die gegenwärtige Regierung hinzuzusetzen, aber noch einmal sey es erinnert, nicht als eine Vertheidigung derselben, die mir nicht zukommt zu wagen, sondern zum Unterricht fremder Leser; es ist billig, ihnen einige Aufklärungen mitzutheilen.

Einer der Hauptzüge in dem Character des jetztregierenden Königs, sagt Hr. Acerbi, besteht in dem Ehrgeitz, ohne Minister zu regieren, und ohne Jemand, der seinen unumschränkten Absichten Grenzen setzen könnte.

Ist es Herrn Acerbi denn unmöglich, selbst von einer Tugend zu sprechen, sogar eine Wahrheit anzuführen, ohne ihr irgend eine verunglimpfende Wendung zu geben? Wenn er durch das hier Gesagte versteht, dafs dieser König eben so wenig, als sein Vater, die Sorgen der Regie-

rung, und mit ihnen zugleich ihre Macht, irgend einem mit besonderm Vertrauen begünstigten Unterthan übergeben hat, daß er der Nation nicht, nach der Gewohnheit in einigen Ländern, einen Halbkönig unter sich giebt, vor dessen Gewalt sie zu zittern Ursache hat; daß er, mit einem Worte gesagt, selbst König ist, und vor einer in Vergnügungen und Lustbarkeiten zugebrachten Jugend lieber die ehrenvollen Bemühungen seines erhabenen Berufs wählt, — wenn dies, sage ich, *ohne Minister regieren* heißt, so ist es eine Sache, wofür die Nation ihrem Könige die größte Erkenntlichkeit schuldig ist, und die von einem vernünftigen Schriftsteller eher zum Muster aufgestellt, als wie die Folge eines eitlen Ehrgeitzes oder einer *Begierde nach Alleinherrschaft, die keine Gränzen duldet*, geschildert werden sollte. Welche Gränzen würden seiner Macht wohl von einem Minister gesetzt werden können, der nothwendigerweise in allen Dingen von dem Könige abhinge, auf seinen Wink stände oder fiel, und dessen eigne zufällige Macht nur ein Lehn von der seinigen, eine untergeordnete Ausübung derselben wäre? — Wie raison-

nirt

nirt Herr Acerbi denn? Aber es ist wohl noch mehr. Nicht durch irgend einen solchen höchsten, befehlenden Minister regieren, heißt das, ohne Minister regieren? Von einem Könige, den täglich die Vorgesetzten aller Abtheilungen der Regierungen umgeben, der ihre Erfahrung um Rath fragt, der mit ihnen arbeitet, mit ihnen überlegt, wie kann von einem solchen Könige gesagt werden, daß er *ohne Minister regiere*? ein Ausdruck, der nach dem Sinne, den ihm Herr Acerbi zu geben scheint, eine Regierung bezeichnen würde, ohne Kenntniß, ohne Berathung, und die allein das Vergnügen, nach völligem Gutdenken zu befehlen, zum Endzweck hätte?

Seite 92. liest man: — — *unter dem Einfluß zweyer Priester* — — *erklärter Andächtler* — — Ich bezeichne diese Aeußerungen auf eine abgebrochne Art, weil sie von einem Schwedischen Mann weder ohne tiefe Betrübniß gelesen, noch ohne Verletzung der Ehrfurcht wiederholt werden können. Aber ihre Ungereimtheit giebt ihnen auch auf der andern Seite eine Unschädlichkeit, besonders eine Lächerlichkeit, die verursacht, daß ich sie schwerlich ganz un-

bemerkt lassen kann. Ja, mein Herr, meine Ehrfurcht gegen die Wahrheit zwingt mich, sie zu bekennen. Ich bin genöthigt, zu gestehen, daß der König die Gottesverehrungen an seinem Hofe besucht; daß er die im Lande üblichen Religionspflichten mit derselben Ordnung erfüllt, die sein ganzes übriges Leben auszeichnet; daß er eine schöne oder erhabene geistliche Rede (z. B. von *Lehnberg*) mit Aufmerksamkeit anhört; daß er der Religion und der Kirchenverfassung, eben so wie andern Gegenständen der Regierung, eine gesetzmäßige Aufmerksamkeit schenkt. Solche Aeufserlichkeiten bey einem regierenden Herrn (bey dem der Leichtfinn, Sie finden es wohl, des Beyspiels wegen, so nützlich wäre) beweisen, nach Herrn Acerbi's aufgeklärtem Urtheil, nichts geringeres als eine entschiedene Andächteley. Indessen scheint es mir doch immer auf der andern Seite, als wenn noch etwas an dem Verdienst zu dieser Benennung fehlt. Sehen Sie hier, was ich glaube, daß daran vermißt werde. Keines Religionsmeynungen werden bey uns mit heimlicher Sorgfalt ausgespähet. Jeder sonst nützliche und redliche Mann

Mann wird, ohne im Geringsten beunruhigt zu werden, bey seinen besondern Meynungen gelassen. Man bemerkt gegen Niemand ein Zeichen der Ungunst, ausser im Fall eines öffentlichen Aergernisses. Man hat sogar Freyheit, im öffentlichen Druck zu denken, wenn es nur mit Vernunft und Anstand geschiehet. Es sind Schriften über allerley geistliche Gegenstände herausgekommen, worin man sich des Rechtes der Vernunft, darüber zu urtheilen, ganz ungezwungen bedient hat. Man hat sogar Schriften gesehen, die wirklich ein Geschrey wider sich erregt haben; es mußte verstummen. Ist auch dies ein Beweis von Andächteley?

Dies im Allgemeinen. Lassen Sie uns nun zu den Angaben kommen: denn man findet keine bessere Waffen wider Herrn Acerbi's verunglimpfende Urtheile, als die Thatfachen, worauf er sie gründet.

Was zuerst die beyden Bischöfe und ihren vorgeblichen leitenden Einfluß auf des Königs Gemüth betrifft, so sehen Sie hier eine ziemlich gute Probe von den Kenntnissen, die Hr. Acerbi über den Zustand der Sachen bey uns besitzt.

Der

Der Eine dieser Prälaten hat allezeit, wie jetzt, über 60 Schwedische Meilen von der Hauptstadt gelebt. Der andere wohnt seit langer Zeit in Westerås, und wird nur bey feyerlichen Gelegenheiten in Stockholm gesehen. Er ist des Königs Lehrer in der Religion gewesen. Dafs er, als ein alter Mann, mit einer gewissen Achtung begegnet, und, wenn er in Amtsgeschäften etwas vortrug, gehört ward, schien gesetzmässig und anständig; heifst dies einen leitenden Einfluß in die Regierung haben? Und wenn Herr Acerbi, 6 Zeilen oben, es als einen Hauptzug im Character des Königs anführt, dafs er keinem einzigen seiner Beamten einen solchen Einfluß verstattet, wie grofs mufs dann nicht dieses Schriftstellers Leichtsinns seyn, um 6 Zeilen weiter unten durchaus das Gegentheil zu erzählen?

Die Charfreytags - Anekdote, die Dämpfung der Trommeln betreffend, wird gleichfalls als ein Beweis der Bigotterie angeführt. Ich weifs nicht, ob, auf die Vorstellung des zuletzt-erwähnten Prälaten, die Wachmusik Befehl erhielt, während der Charfreytags - Woche, nicht die Stimmen in den Kirchen zu übertäuben.

Aber

Aber worin besteht das Besondere hiebey? Dafs bey einer Gelegenheit von dieser traurigen Feyerlichkeit für die gesammte Christenheit, da gewöhnlich bey uns alles Geräusch der Feste, Vergnügungen, Schauspiele, bis auf das Spiel der Orgeln in den Kirchen, eingestellt wird, dafs während einiger solchen Tage auch die Paradetrommel ihren gellenden Lärm ein wenig mildert, ist es unanständig? Und sollte dies kleine äußerliche Opfer dem Gegenstande der Ehrfurcht aller Christen, wenn es auch die Achtung gegen die Religion nicht nothwendig erforderte, schon von dem bloßen äußern Anstand nicht leicht bewilligt werden?

In der Erzählung von der Taufe des Kronprinzen vermißt man nicht bloß Wahrheit, sondern auch alle Anständigkeit. Zuerst ist es durchaus falsch, dafs die Geistlichkeit bey uns jemals authorisirt worden ist, den sogenannten *Exorcismus bey der Taufe* zu unterlassen. Auf dem Reichstage 1786 ward von einem der Prediger in Stockholm, dem Doctor *Peterejus*, dem Priesterstande ein Memorial überreicht, das unter andern zu einer Veränderung in diesem Theil
des

des Tauffformulars rieth. Allein dieser Vorschlag ward damals nicht angenommen. Gustaf III. selbst erlaubte nicht, davon abzuweichen, und derjenige, der dieses schreibt, war einmal ein Ohrenzeuge dabey.

Ein neues sogenanntes Handbuch (das heist, ein Buch, das die Vorschriften zum Kirchengebrauch enthält) ward ausgearbeitet, und der Exorcismus ward in demselben ausgeschlossen. Aber es war der Geistlichkeit noch nicht anbefohlen, dies Handbuch anzunehmen. Bey Gelegenheit der Taufe des Kronprinzen entstand die Frage, während einer Audienz des Erzbischofs, welchem Formulare gefolgt werden sollte? Der König befahl, daß man bey dem alten, als dem noch gültigen, verbleiben sollte; denn so groß ist die Achtung dieses Monarchen gegen jede gesetzliche Anordnung, daß er niemals, nicht einmal für sich selbst, eine Ausnahme davon macht.

Es ist dieser wirklich edle Zug, den Herr Acerbi mit einem, seiner würdigen, Einfall, einen ausdrücklichen Befehl an den Teufel nennt, aus Seiner Königlichen Hoheit auszufahren, ein

Aus-

Ausdruck, der nichts anders, als das Maass seiner Beurtheilung beweiset. Nach seiner Meynung soll dies von einer abergläubischen Voraussetzung, dass der Teufel in den zarten Kindern persönlich gegenwärtig sey, zeugen, da es im Grunde nichts anders beweiset, als dass der König nicht erlauben wollte, in der Ausübung einer Allen gemeinschaftlichen Religionshandlung, seinen eignen Sohn von dem des geringsten Unterthanen zu unterscheiden.

Ich werde in dieser Rücksicht nur noch eine einzige Anmerkung hinzufügen. Mit einem jeden erhabenen Character ist nothwendig ein gewisser Ernst, ein gewisser Schwung in den Gefühlen und der Denkungsart verbunden, der immer in naher Verwandtschaft mit der Ehrfurcht gegen die Religion steht. Gustaf Adolf fiel nieder und betete im Angesicht seines Kriegsheers; es war Grösse, nicht Schwäche; jedes edle Herz fühlt es. Die Kleinheit ist immer leichtsinnig. Aber mit einem jeden erhabnen Character ist auch die Entfernung von aller Aeusserlichkeit, aller entstellenden Uebertreibung, in welchen Gegenständen es immer seyn mag, die

die nichts anders als eine andere Wendung der Kleinheit ist, verbunden. Mit einem Worte, mein Herr, ich sehe unter der Regierung des jetzigen Königs ein gleiches Mißgeschick für den übertriebenen Religionseifer, wie für die Religionspöttey voraus, im Fall sie es wagen sollten, sich zu zeigen. Mehr werde ich hierüber nicht anführen.

Sie haben, mein Herr, noch einige Aufklärungen über den Zustand der Druckfreyheit bey uns zu fordern, einer der Gegenstände, bey dem Herrn Acerbi's überschattende Feder sich besonders verweilt. Ich weiß, welche Gefinnungen die Vernunft aller Zeiten und Länder in dieser Hinsicht hegen muß; ich habe vielleicht mehr als Andere gewagt, sie zu verbreiten. Aber ich weiß auch, wie die Gerechtigkeit in ganz besondern Fällen zu urtheilen erfordert. Es giebt Zeiten tiefer Ruhe, wo man von einer Regierung etwas grössere Duldung in dieser Hinsicht verlangen kann; aber es giebt auch Zeiten einer allgemeinem Gährung, da einige Einschränkungen vielleicht gebilligt werden müssen. Welcher vernünftige Mann würde sich wohl
wun-

wundern, wenn man kurz nach eignen einheimischen Unruhen, kurz nach einer Staatserschütterung, wie die Französische, während welcher brennende Stoffe über ganz Europa verbreitet, und feuerfangende Köpfe überall in Flammen gesetzt wurden, die durchaus unbefchränkte Pressfreyheit Bedenklichkeiten unterworfen findet? Es ist leicht, gegen Regenten und Regierungen über die Unterdrückung der Denkfreyheit zu schreyen; aber es dürfte vielleicht nicht so leicht seyn, an ihrer Stelle und mit ihrer Verantwortlichkeit, in solchen Zeiten, die Grenzen zwischen den Forderungen der Ruhe des Staats und der Druckfreyheit abzumessen. Man müßte alsdann, meiner Meynung nach, sich nicht über gewisse Einschränkungen so sehr beschweren; es müßten vielmehr die Mäßigung und die Weisheit derselben, wenn sie vorhanden sind, in Erwägung gezogen werden. Und diese können wirklich in den Verfassungen und in der Denkungsart des Regenten Statt finden, ohne daß sie deswegen allezeit und bey jedem einzelnen besondern Vorfall angetroffen werden.

Nach

Nach Herrn Acerbi's Angaben sollte man glauben, daß die ganze ehemalige Druckfreyheit bey uns aufgehoben sey, und die Bande einer allgemeinen, drückenden Censur wieder um die Vernunft und die Nation gelegt wären. Aber dies, mein Herr, ist nicht wahr. Eine solche allgemeine Censurcommission, wie er erwähnt, mag es vielleicht im Monde geben, aber in Schweden findet sie sich nicht. Das Hofcancelleramt ist nicht ein Censurgericht, sondern ein Forum für Angelegenheiten der Buchdruckerpolizey. Eine Censur über die Theater giebt es, es ist wahr, seit Gustafs III. Zeit, aber sie betrifft eigentlich nur die Sprache, den Geschmack, die Sitten. Uebrigens sehen Sie hier, worüber Herr Acerbi schreyet, und was er, nach seiner gewöhnlichen Ansicht, für das große Schreckensgespenst, die Censurcommission, gehalten hat.

Bereits seit mehr als 20 Jahren haben die Buchdrucker bey uns gleiche Verantwortlichkeit mit den Verfassern. Ihr Einwand dagegen war beständig, daß weder ihre Zeit, noch ihre Geschicklichkeit es ihnen möglich machten, den

In-

Inhalt und die Beschaffenheit der Ihnen zum Druck übergebenen Schriften zu beurtheilen. Dieser Einwand, der Rücksicht zu verdienen schien, hat wahrscheinlich zu einem Auswege von folgender Art Veranlassung gegeben.

Ein Buchdrucker, der sich entweder aus Mangel an Beurtheilung oder aus wirklichem bösen Willen gegen die Verfassungen vergangen hat, erhält bisweilen, es sey nun als Strafe, oder zur bessern Richtung seines Urtheils, einen sogenannten *Privat-Censor*, ohne dessen vorhergegangene Einwilligung nichts weiter von demselben Buchdrucker herausgegeben werden darf. Allein diese Art von Censur erstreckt sich durchaus nicht weiter, und betrifft keinesweges die Prüfung der Schriften im Allgemeinen. Einige Buchdrucker stehen auf diese Art unter Privatcensur; alle die übrigen im ganzen Reiche sind frey, und sie drucken, wie vorhin, unter gewöhnlicher besonderer Verantwortlichkeit, Alles, was ihnen gefällt. Dies ist der Zusammenhang. Es ist nicht wahr, daß ein Buch oder eine Schrift, ungeachtet der Aufschrift des Censors, jemals eingezogen worden ist. Es ist nicht wahr, daß

dass die Schrift über die *Französische Monarchie* censirt erschien, oder auf diese Art herauszukommen nöthig hatte. Es ist nicht wahr, dass die Schrift *Läsning i blandade ämnen* unter der Abhängigkeit von irgend einem Censor herausgegeben ward. Es ist nicht wahr, dass *Lehnberg* jemals Einer von den Verfassern dieses Werks gewesen ist. Es ist nicht wahr, dass die Zeitung, die *Extrapost*, während der gegenwärtigen Regierung verboten ward. Und was bleibt endlich wahr von Allem, was Herr Acerbi uns erzählt?

Dieser Brief, mein Herr, ist bereits lang, und gleichwohl kann ich ihn nicht ohne einen Zusatz schliessen. Als ein Beweis, wie die Künste unter der gegenwärtigen Regierung vernachlässigt werden, wird von Herrn Acerbi angeführt, dass *Sergel* auf eine traurige Art, von der Welt geschieden, lebt; imgleichen, dass der *Decorationsmahler Deprés*, vom Theater entfernt, dabey nicht mehr gebraucht wird und kaum leben kann. Die Wahrheit ist: Herrn Sergels Gesundheit ist seit mehrern Jahren unbeständig gewesen, und nur körperliche Leiden trennen ihn zu gewissen Zeiten von der Welt und der Gesellschaft. Es ist
übri-

übrigens vielleicht unmöglich, daß ein großes Genie in irgend einem Lande höhere Achtung und Bewunderung genießen kann, als dieser unvergleichliche Künstler bey uns allgemein, bey den höchsten, wie bey den geringsten Personen des Reiches findet, und der äußere Zustand seines Glückes entspricht seinem Verdienst. — Wenn Herrn Deprés Talent jetzt beym Theater kein hinreichend großes Feld mehr findet, so kommt dies wahrscheinlicher Weise davon, daß große Opern, wobey er seine Größe als Decorationsmaler zeigen könnte, kostbare Schauspiele sind, und es ist der Regierung, in der gegenwärtigen Lage des Landes, rühmlicher, die Anzahl derselben zu vermindern, als zu vermehren. Aber es ist nicht wahr, daß man ihn von dem Theater entfernt hat; er hat sich selbst von demselben zurückgezogen. Es ist nicht wahr, daß er ohne Unterstützung gelassen worden ist; er hat eine Pension zwischen 4 und 5000 Livres genossen, und hat dazu jetzt eine Anstellung als Agent für die Künste in Italien erhalten, wohin sein vorzügliches Talent und seine thätige Einbildungskraft seine Wünsche immer gerichtet hatten.

Wenn

Wenn man übrigens gegen den einen König schreyet, daß er durch den eifrigen Schutz, den er den Künsten ertheilte, *die Augen der Unterthanen verblenden und sie zur Begierde nach Vergnügungen verleiten wollte, um ihre Sittlichkeit zu verderben*, wenn man mit einem für die Künste und den Namen dieses Königs gleich beleidigenden Ausdruck hinzusetzt, *daß er in dieser Stunde nur von Mahlern, Musicanten, Comödianten u. s. w. betrauert werde*, dann, mein Herr, sollte man sich nicht gedankenlos genug zeigen, um dem folgenden König einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht die Pflege der Künste vor allen andern Sorgen setzt. Man sollte nicht auf dem einen Blatte seines Buches schreiben: *eine Regierung muß sich nie mit der Sorge für das Gedeihen der Künste in einem Lande befassen, sondern sie sich ganz selbst überlassen*; und nicht gleich darauf, auf dem folgenden Blatte, einer Regierung ihre Vernachlässigung dieser Gegenstände vorwerfen, *mit denen sie sich durchaus nicht befassen muß*. Man sollte besonders andere Gründe zu einem solchen Vorwurf angeben können, als daß der eine große Künstler Abschied von
der

der Oper nimmt, und dafs der andere an Hä-
morrhoidal - Beschwerden krank liegt. Es ist
wahrscheinlich, dafs alle, regierende und nicht-
regierende, Leser über eine solche Inconsequenz
lachen, und bey sich selbst sagen werden: *dieser
Beschreiber weifs eben so wenig, wie er die Dinge
in einem Lande haben möchte, als wie sie sich wirk-
lich daselbst verhalten.*

Ich habe die Ehre u. s. w.

V i e r t e r B r i e f.

Mein Herr!

Wir nahen uns dem Ende. Wenn ich nur meinen und vielleicht Ihren Ueberdrufs um Rath frage, würde ich sagen: lassen Sie uns im Augenblick dahineilen. Aber es ist noch übrig, von Ungerechtigkeiten gegen Privatpersonen, Corporationen sowohl als Individuen, zu sprechen. Die Billigkeit erfordert, sie nicht ohne Berichtigungen zu lassen, und ich fürchte, daß diese Berichtigungen zu einem Briefe von gleicher Länge mit den übrigen anwachsen dürften.

Lassen Sie uns mit der königlichen Academie der Wissenschaften anfangen, die vor allen lesenden Nationen Europa's von Herrn Acerbi keiner geringern Dinge, als des Unverstandes, der Grillenfängerey, der Pedanterie in Anordnung ihrer Mitglieder, der Kriecherey, der Käuflichkeit, der Thorheit in ihrer persönlichen Wahl wegen angeklagt wird, und in der An-

wen-

wendung beliebt es ihm gar zu sagen, daß eine Sammlung der von ihnen gefagten Epigramme die Academieen im Allgemeinen wegen der Lächerlichkeit, der sie sich unausbleiblich aussetzen, weit mehr des Beyfalls und der Bewunderung würdig machen würde, als ein großer Theil ihrer *Memoiren* und *Verhandlungen*.

Dies, mein Herr, ist die vernünftige und höfliche Sprache, in der sich Herr Acerbi über die Academie der Wissenschaften äußert, die, wie er sagt, einem bedeutenden Theil nach aus bloßen Jünglingen, ohne alle hinreichende Kenntnisse, besteht. Des größern Spasses wegen setzt er aus eignem Gutbefinden zu den übrigen Classen eine Classe von Handwerkern hinzu, die weder in der gedruckten Classifications-Tabelle, noch in der Wirklichkeit existirt. Bemerken Sie dabey, daß von diesen sogenannten Jünglingen, die, nach Herrn Acerbi's Vorgeben, die Mehrzahl der Mitglieder der Academie ausmachen, kaum Einer gefunden werden dürfte, der unter vierzig Jahre alt ist. Ich hoffe, daß, wenn die Frage von Lächerlichkeit ist, Herr Acerbi endlich besser, als alle Academieen zusammen ge-

nommen, davon wird reden können, und daß Europa in dieser Hinsicht den verdienten Namen, den er sich unter den Reisebeschreibern erworben hat, nicht so leicht vergessen wird.

Um nun zuerst den Unverstand, die Grillenfängerey, die Pedanterie in der Eintheilung der Academie (die ich die Ehre habe gedruckt beyzufügen) zu zeigen, beginnt Herr Acerbi damit, sich auf den großen Engländer *Baco* und seine bessere Eintheilung der Beschäftigungen des menschlichen Geistes, nach den drey Kräften der Seele, *Gedächtniss*, *Einbildung* und *Beurtheilung*, zu berufen. Sehen Sie hier, in Wahrheit eine gute Classification für eine Academie der Wissenschaften! Herr Acerbi glaubt, daß die Mitglieder einer wissenschaftlichen Gesellschaft sich auf dieselbe Art eintheilen lassen, wie bloße Ideen durch die Abstraction auf dem Papier abgetheilt werden können. Es würde artig seyn, diesen Gelehrten zum Mitglied der *Gedächtnissclassse* ernannt, jenen in die *Einbildungsclassse* aufgenommen zu sehen. Was ich mit einiger Gewissheit vorausszusehen glaube, ist, daß Herr

Acer-

Acerbi selbst schwerlich seine Stelle in der *Beurtheilungsclasse* erhalten würde.

Mit einem triumphirenden Vergnügen bemerkt er, daß das ganze wichtige Studium der Moral auf der academischen Classificationsliste gänzlich ausgeschlossen gefunden wird. Seine Naivität ist so groß, daß man sich endlich gereizt fühlt, sie ihm zu verzeihen. Wenn Herr Acerbi gelernt hätte, ganz und gar speculative Wissenschaften, wie die Logik, die Metaphysik, die Moral, von der Anwendung wissenschaftlicher Speculation auf äußere Gegenstände der Natur und des bürgerlichen Lebens, wie der Mechanik, Astronomie, Physik, Naturgeschichte, Oekonomie u. s. w. zu unterscheiden, und wenn er dadurch die ungleiche Beschaffenheit unserer Universitäten und unserer Academie der Wissenschaften einzusehen gelernt hätte, so würde er wohl nicht eine Anmerkung dieser Art gemacht haben, aber er würde auch bey weitem nicht so lustig zu lesen gewesen seyn, als er jetzt ist.

Die erwähnte Classification ist übrigens nie als eine festgesetzte Eintheilung von den Mitgliedern der Academie bekannt gemacht worden.

Sie

Sie ist nur unter ihnen zum Versuch und auf eine gewisse Zeit angenommen. Der Zweck dabey war nicht, die Wissenschaften nach ihrem innern Zusammenhang einzutheilen, sondern die Personen nach den äufsern Gegenständen ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeiten abzufondern. Herr Acerbi macht hiehey, aufser den bereits angeführten, noch drey andere Anmerkungen.

1. *Dafs der Handel, der seine Stelle in der andern Classe erhalten hat, doch deutlich unter der Rubrik: Oeconomie, die in die erste Classe gesetzt ist, begriffen wird.* Man kann keine elendere Chicane erfinden. Ist es ungereimt, ich frage jeden vernünftigen Leser, in zwey Classen, was man, wenn man wollte, in mehrere theilen könnte, zerfallen zu lassen, und unter der einen die *Oeconomie* als allgemeine wissenschaftliche Theorie nebst ihrem ursprünglichen Gegenstande, dem *Ackerbau*, und unter der andern die übrigen bürgerlichen Gewerbe, den Handel, den Bergbau u. f. w. zu begreifen? Man wiederhole nur bey beiden Classen das generische Wort: Man lese: — *Haushaltung*: allgemeine Theorie und Ackerbau. — *Haushaltung*: Handel, Bergbau

bau u. s. w. Was wird denn aus dem ganzen Einwande? Sie finden das generische Wort nicht wiederholt, weil die Classificationstabelle nicht für Schulknaben gemacht ward.

2. *Dass die äussere Naturkenntniss und die Naturgeschichte, die die dritte Classe ausmachen, sich nicht auf die geringste Art von einander unterscheiden, so wie auf gleiche Weise die innere Naturkenntniss und die Experimental-Philosophie, die die vierte Classe ausmachen, ganz einerley sind.* Herr Acerbi betrügt sich, wie gewöhnlich. Er will fein seyn, und ist es nicht. Diese Sachen unterscheiden sich ganz so, wie die Materialien zu einem Hause von dem Gebäude selbst. Jede äussere oder innere Naturkenntniss ist nicht gleich Wissenschaft; aber es ist hier nicht die Frage davon. Jeder, der es finden will, findet ohne Schwierigkeit, dass es gar nicht die Absicht der Academie gewesen ist, hier diesen Unterschied zu machen, sondern dass sie nur durch eine kurze Bestimmung des ungleichen Gegenstandes einer jeden Wissenschaft (nämlich der Kenntniss der äussern oder innern Natur) mit Deutlichkeit die Scheidegränzen zwischen der

Expe-

Experimentalphysik und der Naturgeschichte anzeigen wollte.

3. *Dafs die siebente Classe, die die Sprachlehre, Alterthumskunde, und was man im Allgemeinen Literatur nennt, in sich begreift, nicht nöthig war, da zwey besondere Academieen diese Gegenstände bearbeiten.* An diese beiden Academieen war noch nicht gedacht, da die Academie der Wissenschaften eingerichtet ward, die in einem Zeitraum von ungefähr 40 Jahren allein existirte. Die Academie hat sich nachher nicht befugt gefunden, den Hauptplan ihrer Einrichtung zu verändern. Eine Classe von Sprachgelehrten, Historikern, Alterthumskennern, scheint ohnedies zum Begriff einer Academie der Wissenschaften zu gehören, und wird deswegen, weil eine andere Gesellschaft sich mit diesen Beschäftigungen eigentlicher und ausschliessender abgiebt, nicht unnöthig.

Aber ich hätte beynahe eine von Herrn Acerbi's merkwürdigsten Bemerkungen vergessen. Sie besteht darin, dafs nach seiner Aeufserung durch diese Classification jeder reiche Landmann oder Kaufmann, jeder Sammler von Insecten

secten oder Fischen, jeder, der Triangel zusammensetzt oder Calender compilirt, jetzt in die Academie aufgenommen werden kann. Man sieht, daß der Reisebeschreiber sich eben so treu in der Logik an dem Gegensatze *dessen, was folgt*, als in den Erzählungen an dem Gegensatze *dessen, was ist*, hält. Wie? Bleibt der Endzweck der Academie denn nicht ganz derselbe als vorhin? Und hat man ihn verändert, hat man ihr einen andern untergeschoben, weil man ihre Beschäftigungen auf einem Blatt Papier classificirt hat? War es vorher nicht eben so möglich, als nachher, den Namen eines Mathematikers auf jeden Constructör von Triangeln, oder den Namen eines Naturhistorikers auf jeden Insectensammler auszudehnen, im Fall man diese Namen mißbrauchen wollte? Aber welcher vernünftige Mensch sieht nicht ein, daß dieser Mißbrauch jetzt weit weniger zu befürchten seyn wird, gerade dadurch, daß die Mitglieder einer jeden Classe auf eine gewisse eingeschränktere Anzahl bestimmt sind, und nicht willkührlich vermehrt werden können.

Die

Die Classification hat das groſſe unſtreitige Verdienſt, ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniß zwischen den verſchiedenen Zweigen, womit die Academie ſich beſchäftigt, beyzubehalten. Es kann ſich jetzt nicht ereignen, daß zwey oder drey Classen ganz und gar das Uebergewicht erhalten, welches ſonſt leicht möglich geweſen ſeyn würde. Da der Zweck und die Wirkung dieſer Eintheilung deutlich dahin gerichtet ſind, die Menge in gewiſſen allgemeineren und leichtern Zweigen der Gelehrſamkeit von der Academie auszuschließen, wodurch zuletzt ihr Anſehen würde verringert werden können, ſo findet Herr Acerbi natürlich, daß ſie jeder Ungeſchicklichkeit den Eintritt in die Academie eröffnet.

Was endlich die Perſonen betrifft, die die Academie zu Mitgliedern wählt, ſo dürfte ſie für eine beſſere Richterin über ihre Verdienſte gehalten werden, als ein reiſender Fremdling, der ihre Zufammenkünfte im erſten Federzuge eine engliſche Meile von dem Ort, wo ſie gehalten werden, verſetzt, ihr unter ihren Mitgliedern eine Claſſe von Handwerkern giebt, die

Na-

Namen oder die Arbeiten der Personen unaufhörlich mit einander verwechselt, und unsern Gelehrten, ohne weitere Umschweife, bald ihren Ruf, bald ihre körperliche Gesundheit abspricht, alles, wie er sich mehr oder weniger schlecht, dessen, was er gehört hat, oder um sich reden zu hören geglaubt hat, erinnert.

Es sollte wohl scheinen, als wenn die Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Billigkeit, der Leichtsinns, die Schiefheit des Urtheils bey einem Beschreiber, kaum einen höhern Grad erreichen könnten, als in den erwähnten Aeufserungen. Aber man irrt sich. Das grösste Meisterstück ist noch zu betrachten übrig. Es besteht ohne allen Vergleich in der Erzählung von der Schwedischen Academie und dem edlen Begriff, der fremden Lesern von dieser geschmackvollen Gesellschaft durch Herrn Acerbi beygebracht wird.

Dass die Unkunde in unserer Sprache und Litteratur dem Reisebeschreiber einige einheimische Hülfe hiebey im Geheimen nothwendig gemacht hat, leidet keinen Zweifel. Sein Buch beweiset wenigstens, dass er seines Theils von die-

diesen Gegenständen gewiss nicht die geringsten Kenntnisse besitzt. Aber man muß auch gestehen, daß, wenn er mit der äußersten Sorgfalt unter allen unsern Scriblern denjenigen auszuspähen gesucht hätte, der die meisten Widerwärtigkeiten im Gebiete der schönen Literatur zu rächen gehabt hätte, er schwerlich Jemand würde gefunden haben, der besser seinem Wunsch und dem allgemeinen Zweck seines Buchs hätte entsprechen können. Es wird wenigstens nicht gesagt werden können, daß derjenige, der seine Beschreibung mit diesem schönen Stück bereichert hat, sich durch irgend eine Bedenklichkeit, weder in Hinsicht auf Wahrheit, oder auf Schicklichkeit, hat hindern lassen. Sehen Sie hier selbst die Stelle, die ich mir die Freyheit nehmen werde, Punct für Punct mit einigen vielleicht nicht undienlichen Anmerkungen zu begleiten.

Von dieser Academie (heißt es) kann im Allgemeinen gesagt werden, daß sie, statt zu suchen, gesucht seyn will, statt Genies, die die Natur erschaffen, aufzumuntern, ist Endzweck, sie selbst zu schaffen. Wirklich muß man es als etwas vor-
treffli-

treffliches ansehen, etwas aus Nichts hervorzubringen, als ein angefangenes Werk zu vollenden. Was dies sagen will, und was für eine geheime Anspielung in diesem ganzen Wortgewebe verhüllt seyn mag, habe ich nicht ergründen können, und kaum dürfte irgend Jemand dazu im Stande seyn. Es scheint blos, als wenn der Verfasser wollte, daß seine Beschreibung zugleich mit der Merkwürdigkeit der Unschicklichkeit, auch die des Unsinns haben sollte, woraus man allobald sieht, daß er eins von den erwähnten Genies ist, die die Natur erschaffen hat.

Sie setzt Preise aus, es ist wahr: aber um einen davon zu erhalten, ist es nothwendig, bey einem der Mitglieder in Gunst zu stehen. Das Verdienst eines Stücks allein ist nicht hinreichend, um ihm den Erfolg zu sichern; dazu sind mächtige Empfehlungen, schlaue Gewandtheit und Geschicklichkeit erforderlich.

Seit 17 Jahren theilt die Schwedische Academie diese Preise aus. Ihre gedruckten Verhandlungen, die vor den Augen der Nation liegen, zeugen, wie es geschehen ist. Wo sind die bessern Arbeiten, denen sie dadurch Unrecht
gethan

gethan hat? Indessen giebt es immer eine Parthey, die glaubt, daß die Preise nicht nach Verdienst vertheilt worden sind: diese Parthey besteht in einer Menge kleiner, von sich eingenommener Verfasser, denen sie entgangen sind. Ich irre mich sehr, wenn dies nicht bisweilen selbst der Fall des Erzählers gewesen ist. Uebrigens hat er darin Recht, daß immer eine gewisse Kunst erfordert wird, um den Preis zu erhalten, nämlich die Kunst, am besten zu schreiben. Es verlohnte sich wohl der Mühe für ihn, sie einmal zu versuchen.

Die Mitglieder der Academie wissen voraus, wer den Preis gewinnen wird, weil es ganz von ihrem Gefallen abhängt. Im Fall es gewisse Male auf den Verfasser angekommen wäre, so würden wahrscheinlich alle Gründe zum Mißvergnügen aus dem Wege geräumt gewesen seyn. Einigermaßen vorausszusehen, wer siegen wird, ist für diejenigen, die die wetteifernden Schriften lesen, keine Unmöglichkeit; aber die Behauptung, daß der Preis auf ihrem Gefallen beruhen sollte, ist eine grobe Ungereimtheit, da es einem jeden der Concurrenten frey steht, seine Arbeiten,
zur

zur Vergleichung mit den belohnten, im öffentlichen Druck darzulegen.

Die Mitglieder der Academie leihen dem Lieblingscandidaten ihre Hand, zur Verbesserung seines Versuchs, und unterhalten über den Gegenstand einen Briefwechsel mit ihm.

Jeder vernünftige Leser muß hiebey sich selbst fragen, wie es sich begreifen läßt, daß eine ganze Academie, deren Mitglieder insgesammt die eingekommenen Schriften vollkommen wohl kennen, sich zu der Betrügerey vereinigen sollte, eine schlechte Arbeit in eine gute umzuschaffen, um einer verdienteren die Belohnung zu entreißen? — Was den Briefwechsel betrifft, so muß er wohl mit ungenannten oder abwesenden Verfassern statt finden, wenn eine Schrift (welches oft der Fall ist) unter der Bedingung irgend einer Veränderung belohnt wird. Aber wenn die Academie die ungestalteten Geburten eines Verfassers umbildete, kann man sie für unbedachtam genug halten, daß sie in einem Briefwechsel mit dem Preisgewinner den Beweis ihrer Betrügerey niederlegen sollte? Der Erzähler — man verzeihe mir diesen harten

tern Ausdruck — denkt nicht an das, was er lügt.

Vor allem muss ein Preisbewerber sich wohl in Acht nehmen, sich kein Wort von der Zeit, die er auf seine Arbeit gewandt hat, entfallen zu lassen. Ein Verfasser, dem die Academie den ersten Preis bestimmt hatte, erwähnte unversehens, dass er seine Arbeit in acht Tagen vollendet hätte. Die Folge war, dass er der zuerkannten Ehre verlustig ging. — Bravo, Herr Acerbi! Sehen Sie da eine Ungereimtheit, die noch kein Ohr bey uns gehört hat, und die bis dahin in keines Verrückten Gehirn aufgestiegen ist. Aber sie schmückt ihre Stelle.

Während meines Aufenthaltes in Stockholm ward der Preis einem Werk: Gesang an Melpomene, oder über die dramatische Kunst, genannt, zugesprochen, das einige triviale, in hochklingenden Worten ausgedrückte Bemerkungen, nebst dem Lobe verschiedner Theaterstücke, unter denen kein einziges deutsches Stück, nicht einmal Emilia Galotti, nur erwähnt ward, enthielt. Ich ward außerordentlich überrascht, Lessing nicht auf die geringste Art erwähnt zu finden, dessen Name doch, wenn
von

von dramatischen Arbeiten die Frage ist, unmöglich ohne Hochachtung übergangen werden kann. —

Das wirklich Bewundernswürdige ist der Ton, womit Herr Acerbi über eine ungedruckte Arbeit urtheilt, die blos in einer der öffentlichen Zusammenkünfte der Academie verlesen ward, und wovon er schwerlich eine Zeile verstanden haben kann. Nichts ist in der That lustiger, als auf diese Art, mit eines Andern Ohr zu hören, sich mit eines Andern Begriffen zu verwundern und mit eines Andern Beurtheilung mündig zu entscheiden. Man kann wenigstens nicht mit leichter Mühe eine Reisebeschreibung verfassen, als wenn man so unter seinem Namen von einem Schwedischen Scribler den Inhalt der Artikel erdichten und einen Engländer für die Sprache und den Stil derselben sorgen läßt. Was das erwähnte Gedicht betrifft, so war es der Versuch eines jungen Mannes, dessen wirklich seltenes Talent mit dem zweyten oder geringern Preise aufgemuntert ward. Wenn Hr. Acerbi weiß, daß ein *Gefang an Melpomene* kein Bücherverzeichniß ist, so dürfte er leicht finden, daß nicht alle Verfasser, die Schauspiele geschrie-

ben, darin aufgezählt zu werden brauchen, und wird es, so wie die Schwedische Academie, dem Dichter erlauben, sich auf die beyden berühmtesten Nationen, die Griechen und Franzosen, einzuschränken. Ein kleiner Grund zu einer solchen Einschränkung dürfte auch gewesen seyn, daß der Verfasser die Deutsche Sprache vielleicht nicht verstanden und *Lessing* nicht gelesen hat. Ueber Personen, Gegenstände und Arbeiten, welche man nicht kennt, und von denen man nicht einmal den geringsten Begriff hat, zu schreiben und zu urtheilen, ist eine Gabe des Himmels, die, wie Hr. Acerbi bedenken muß, nicht Alle in gleichem Mase haben können.

Aber nach dem kam das Geheimniss heraus. Ich ward unterrichtet, daß die Schwedischen Akademiker die deutsche Literatur mit Verachtung ansehen, und es würde ein sicherer Weg ihr zu missfallen seyn, wenn man den geringsten Grad der Hochachtung gegen diese Literatur verrieth. Geheimnisse aufzudecken und sich über Alles vortreffliche Nachrichten zu verschaffen, das ist, wie Sie wohl gefunden haben werden, gerade Herrn Acerbi's Sache. Indessen, wenn er jemals

mals die Arbeiten gewisser Schwedischer Akademiker aufgeschlagen hätte, so würde er zu seiner grossen Verwunderung darin Uebersetzungen und Nachahmungen Deutscher Dichter gefunden haben. In der Regel macht man dergleichen nicht aus Schriftstellern, die man verachtet. Ich glaube übrigens nicht, mein Herr, daß Ihre wirklich grossen Verfasser es so leicht zu befürchten haben, eine solche Denkungsart bey irgend einer Academie in der Welt, die wenigstens *sens commun* besitzt, anzutreffen. Aber sehen Sie hier, nicht das Geheimniß, sondern die wirkliche Wahrheit, weil es nothwendig ist, sie hier zu sagen. Es wächst bey uns, von Jahr zu Jahr, eine Menge hurtiger Versucher in der schönen Literatur heran, die mit Freude von ihren ältern Cameraden erzählen hören, wie ein Haufe grosser Deutscher Genies schon seit lange sich über den alten Regelzwang weggesetzt habe, und nunmehr blös der Natur folge. Nichts scheint ihnen herrlicher, als auf diese Art aller Mühe sowohl als aller Grundlage, wie sie meynen, entbehren zu können. Man braucht nur *der Natur zu folgen*, das heisst, schreiben, wie

es Einem in den Kopf kommt, und die alten academischen Pedanten ihre alten Muster studieren zu lassen. *Denn wo kein Gesetz ist, sagt Paulus, da ist keine Uebertretung.* Wenn nun ein solcher Freund der löblichen Experimentalschriftstellerey, Student, Abschreiber oder Diener in einem Buchladen, sein gereimtes oder ungereimtes Werk zusammen gebracht hat, so schliesst er mit Zuverlässigkeit, dass, da er, Gott weiß es, kein Wörtchen von der Kunst und ihren Gesetzen kennt, es nicht fehlen kann, *dass er der einfachen und grossen Natur selbst, wie jene berühmten Deutschen Schriftsteller, gefolgt sey, und glaubt in seinem Sinn, dass kein Sterblicher mehr als er, einem Schiller, Göthe, Bürger u. s. w. gleichen kann.* — Ereignet es sich, mein Herr, dass, was sich leicht zuträgt, dass seine Schrift bey uns nicht ganz dieselbe Sensation erregt, die ihre Schriften in Deutschland erregt haben, und dass die, die bey uns diese Deutschen Genies bewundern, gleichwohl nicht, im gleichen Grade ihre Schwedischen Nachahmer schätzen, so folgt daraus, wie Sie wohl sehen, nichts deutlicher, als dass unsere Schwedischen Kunstrichter die

Deut-

Deutsche Literatur im Geheimen verachten, und nicht dulden, daß irgend ein Genie bey uns diesen großen Deutschen Verfassern an Vortrefflichkeit gleich kommt.

Sie schmeicheln sich, daß ihre Ungerechtigkeiten unaufgedeckt bleiben, und ihre Aussprüche, durch das bloße Gewicht ihrer Namen, ohne Widerspruch Glück machen werden, welches auch nur allzuoft geschieht. Bey dem Richteramte über Gegenstände von der Bedeutung, als Verse und Prose, hat man ohne Zweifel nur zu oft das Unglück, der Ungerechtigkeit beschuldigt zu werden. Aber dieser racherufende Ton ist nicht der eines fremden Reisenden. Er kommt aus einer Seele, die einen nähern Antheil daran nimmt, und es ist unmöglich, den unter dem Namen des Reisebeschreibers versteckten Verfasser hier nicht wieder zu erkennen, der die verlohrnen Preise beständig vor Augen hat, und in der ganzen Welt nichts Gewissenloseres kennt, als daß man seine Reime schlecht gefunden hat.

Indessen bin ich zuverlässig unterrichtet, und es macht der Schwedischen Nation keine geringe Ehre, daß von der Academie verworfene Stücke
nichts-

nichtsdestoweniger sehr oft in den Provinzörtern gelesen und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen werden. — So, das wufste ich, auf meine Ehre, ganz und gar nicht.

Es ist gleichwohl besonders, mein Herr, daß nicht eine einzige der unbelohnten Schriften, die nachher von den Verfassern herausgegeben wurden, jemals die geringste Aufmerksamkeit bey dem Publicum zu erwecken schien, oder nur das Glück hatte, gekauft zu werden. Ich trotze wenigstens einem Jeden, wer er auch seyn mag, ein einziges Beyspiel davon bis zum Jahre 1802, in welchem des Reisebeschreibers Buch erschien, anzuführen. Warum hat es denn dem Reisebeschreiber, der *zuverlässige Nachrichten* zu haben versichert, nicht gefallen, aus Eifer für die Wahrheit und Gerechtigkeit, die Namen einiger solcher von der Academie verworfener Arbeiten, die gleichwohl von der Nation bewundert und mit ihrem allgemeinen Beyfall aufgenommen worden sind, öffentlich anzugeben? Es scheint kein besseres Mittel zu geben, um die Ungerechtigkeit der Academie zu beschämen. Man muß sich wirklich darüber ver-

wun-

wundern, daß Herr Acerbi, der sonst Namen nicht spart, gleichwohl hier, da es darauf ankommt, dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Geheimniß daraus macht. Dies bewundernswürdige Schweigen läßt sich auf keine andere Art erklären, als durch die Enthaltſamkeit derjenigen geschmackvollen Person, die ihn mit diesen Nachrichten unterstützt hat, und deren Bescheidenheit es ihr vermuthlich nicht erlaubte, ihre eignen Arbeiten anzuführen.

Damit nichts unvollkommen bleiben möchte, bleibt Herr Acerbi nicht bey diesen allgemeinen Gemälden stehen. Seine Verläumdung erstreckt sich ins Detail; von dem Lande und dem Volke im Allgemeinen, von den Sitten, der Regierung, den gelehrten Corporationen, kommt er zu einzelnen Personen; und ob er gleich mit völliger Gewißheit kaum die Existenz aller derer, die er verunglimpft, kennt, obgleich er aus Unkunde den einen mit dem andern verwechselt, obgleich er nicht einmal ihre Namen auf dem Papier wiederkenntlich zu zeichnen weiß, so läßt er doch, so viel er vermag, Keines Ruf ohne das Zeichen
sei-

seines Zahns. Dafs persönliche Beleidigungen der Art keine andere Antwort als das tiefste Schweigen der Verachtung verdienen, kann in gewissen Fällen als eine vernünftige Regel gelten. Diese Regel ist bey solchen Männern richtig, deren bereits allgemeiner Ruf sich selbst vertheidigt. Sie ist auch bey Andern an allen Orten richtig, wo die Wahrheit leicht zu erfahren ist, aber dieser Fall findet und kann nicht bey denen Statt finden, deren Namen in Hrn. Acerbi's Buche entweder zum ersten Mal von dem Ausländer gelesen werden, oder von deren Verdiensten er, der Entfernung wegen, keine andere als eine dunkle und ungewisse Kenntniß haben kann. Da es mir die Anzahl unmöglich macht, einen Jeden unter ihnen besonders zu erwähnen, so dürfte wenigstens die Wahl von Beyspielen, die ich machen werde, nützlich seyn, um zu zeigen, was für ein Vertrauen man in die übrigen Urtheile des Reisebeschreibers setzen muß. Sehen Sie hier Namen nach Namen, so wie sie mein Gedächtniß mir besonders zurückruft.

Flemming — Da Clas Flemming seine Stelle in der Schwedischen Academie einnahm, bemerkte

bemerkte ein lustiger Kopf, sagt Hr. Acerbi, daß die Anzahl der Mitglieder der Academie jetzt auf 170 steige; weil, wenn zu 17 eine Nulle hinzugesetzt wird, die Summe 170 ausmacht. Ich weiß nicht, ob dieser sogenannte Einfall wirklich von irgend Jemand bey dieser Gelegenheit gesagt worden ist. Was ich weiß, ist, daß er keine Stelle in einer Reisebeschreibung verdiente, und daß ein Verfasser von Verstand und Ehre niemals, durch öffentliche Wiederholung desselben, eine Person beleidigt haben würde, die ihm, ihren Eigenschaften nach, noch weit unbekannter, als ihrem Titel nach ist, den es Herrn Acerbi gefallen hat, aus Baron in Graf zu verwandeln. Sie wissen, mein Herr, daß die Schwedische Academie, eben so wie ehemals die Französische, es zu einem ihrer Endzwecke hat, die schöne Literatur, durch die Vereinigung zwischen den Verdiensten um sie und den höhern Würden des Staats, zu erheben. Der oberste Kammerjunker, Baron *Flemming*, war in dieser Hinsicht durch seine Geburt, seinen Rang und seinen Geschmack, bereits vollkommen zur Wahl berechtigt. Durch seine nähere Aufwartung bey dem Könige ward

er

er zugleich einer Gesellschaft nützlich, die oft Anträge bey ihrem hohen Beschützer zu machen, den Vortritt zu verlangen und Befehle zu erbit-ten hat. Aber was würde Hr. Acerbi sagen, wenn er wüßte, daß zu diesen Gründen noch größere persönliche kamen, und daß der, den er so leichtsinnig verunglimpft, nicht einmal sei-nes Ranges oder seines Platzes nöthig gehabt hätte, um von der Academie gewählt zu wer-den? Wenige unter den Standesgenossen des Ba-ron Flemming dürften genannt werden können, die mehr Sorgfalt als er auf eine nähere Kennt-niß der vaterländischen Vorzeit, ja sogar auf Sammlungen darin, verwandt haben. Und in der Eigenschaft eines Redners, in der Gabe sei-ner Sprache die Reitze des Gefühls, der Phan-tasie, des Wohllauts, zu ertheilen, was für Be-weise hat denn das Verdienst, wenn sie nicht in verschiedenen von ihm herstammenden Stücken gefunden werden, die mit einem Beyfall gehört und gelesen wurden, der die Wahl der Acade-mie immer mehr und mehr geachtet machte, und vor welchem alle kleinen Einfälle in die tiefste Dunkelheit, die gänzliche Vergessenheit nieder-sinken? —

Rosenblad. -- Ein Andächtler, und der dafür gehalten wird, einer von den Illuminaten zu seyn. Aber worin soll man denn einem Reisebeschreiber glauben, wenn er nach einem Aufenthalt von so vielen Monaten in der Hauptstadt selbst nicht einmal einen so bekannten Namen, als den eines Staatssecretärs, richtig aufzeichnen konnte, der fast allenthalben, wohin man das Ohr wendet oder die Augen wirft, gehört oder gelesen wird? Wir wollen indessen sogar die lächerliche Entstellung des Namens, wodurch *Rosenblad* bey Hrn. Acerbi in *Rosenbald* verwandelt wird, verzeihen. Aber ist es wohl in einer zum Unterricht fremder Leser bestimmten Schrift verzeihlich, wenn man von einem Staatsbeamten von dieser Bedeutung spricht, ihn bloß durch ein Schimpfwort, das auf seine religiöse Gesinnung fällt, zu bezeichnen, ohne das geringste Wort hinzuzusetzen, das, wer und was er übrigens ist, zu erkennen giebt? Damit nicht zufrieden, fügt Herr Acerbi eine eben so kränkende, als ungereimte Beschuldigung hinzu. Von welchem Sterblichen hat er jemals sagen hören, daß der Staatssecretär *Rosenblad* einer unter den Illu-

Illuminaten sey? Wenn es nicht mit dem Endzweck seines Buches übereinstimmte, diesem vorzüglichen Geschäftsmanne die Ehre, die er wirklich verdient, widerfahren zu lassen, wenn nothwendig verschwiegen werden sollte, daß er mit einer fast unglaublichen Arbeitsamkeit, einer Uneigennützigkeit, einer Kenntniss der öffentlichen Angelegenheiten, und einer Fähigkeit, ihnen vorzustehen, die das Gewöhnliche weit überschreitet, seinen wichtigen und ausgedehnten Beruf erfüllt, war es denn nicht schon genug, die Gerechtigkeit auszuschliessen, ohne noch Unwahrheit und Ungebührlichkeit hinzu zu fügen? Gestehen Sie, mein Herr, daß man grossen Mangel an Beschuldigungen finden und grosse Begierde sie zu machen haben muß, wenn man genöthigt ist, sie darin zu suchen, daß ein erhabener Beamter die Gottesverehrungen, gleich andern Leuten, besucht, so oft es ihm die Menge seiner Geschäfte gestattet.

Adlerbeth. Reichsantiquar und beständiger Secretär der Academie der schönen Literatur, hat, sagt Herr Acerbi, einige schlechte Trauerspiele geschrieben. Der Canzleyrath und Commandör
Adler-

Adlerbeth bekleidet nicht das Amt eines Reichsantiquars. Er ist nicht Secretär bey der Academie der schönen Literatur und war es bereits nicht mehr während Herrn Acerbi's Aufenthalt hieselbst. Als Dichter hat er weit mehr als Trauerspiele geschrieben, und unter diesen keins, das nicht ein weit anderes Urtheil, als was Herr Acerbi darüber fällt, verdient. Er ist der erste Schwedische Dichter, der dem Theater eine Arbeit mit Ordnung im Plan und ausgezeichnetem Verdienst in der Versification gab. So war seine, schon vor ungefähr einem Vierteljahrhundert aufgeführte Iphigenia. Und er ist noch durch seine Tragödie Ingjald vielleicht derjenige unter den Schwedischen Verfassern, der eine solche Arbeit am besten einzurichten verstanden hat. Ausser seinen bereits herausgegebenen Schriften, von denen in wenigen Jahren zwey Auflagen gemacht worden sind, erwartet man von ihm noch eine metrische Uebersetzung der Aeneide des Virgil. Ich habe Gelegenheit gehabt, sie im Manuscript zu lesen, und glaube nicht, zu viel davon im Voraus zu sagen, wenn ich zu versichern wage, daß diese Arbeit der

Schwe-

Schwedischen Sprache groſse Ehre machen und eine Vergleichung mit dem, was andere Nationen Vorzügliches in dieser Art besitzen, aushalten wird. Setzen Sie zu allem diesen einen vorzüglichen philosophischen Kopf, eine bewundernswürdige Menge von Kenntnissen, einen Character von wahrer, moralischer Vortrefflichkeit, der ihm in seinem Vaterlande die allgemeinste Hochachtung erworben hat, und Sie können sich dadurch einigermaßen einen Begriff von diesem Manne machen, der von Hrn. Acerbi mit zwey oder drey verächtlichen Worten im Vorbeygehen gestempelt wird. Urtheilen Sie von diesem einzigen Beyspiele auf das Uebrige.

Lehnberg. Ein Geistlicher, der mehrere Male den Preis (in der Schwedischen Academie) gewonnen hat. Er ist ein Nachahmer des Französischen Dichters Thomas. Seine Gedanken sind unnatürlich und weitgesucht; sein Stil ist schwülstig und bombastisch. Diese kleine Stelle, mein Herr, enthält allein einen ungemeinen Schatz von Lächerlichkeit. Zuerst und vornehmlich, was heisst es, daß Lehnberg ein Nachahmer des Französischen Dichters Thomas ist? Hat sich Thomas
als

als Dichter seinen grössten Ruhm erworben? Zum andern, wer soll hieraus nicht schliessen, daß Lehnberg Gedichte geschrieben hat? Da Herr Acerbi, nachdem er ihn als Nachahmer eines Dichters characterisirt hat, übrigens nicht mit einem einzigen Wort den Leser unterrichtet, in welchem Fache er Verfasser ist, oder in welcher andern Eigenschaft als der eines pöetischen Nachahmers er die erwähnten Preise erhalten hat, so scheint es ziemlich ausser Zweifel zu seyn, daß Herr Acerbi selbst Herrn Lehnberg wirklich für einen Dichter genommen hat.

Mit dieser guten Kenntniss von dem Schriftsteller, den er beurtheilt, und nach einer so sorgfältig eingeholten Auskunft über seine Arbeiten unterrichtet er also fremde Leser, daß Lehnbergs Schriften ungefähr in dem lächerlichsten, ungereimtesten Zeuge, was man sich vorstellen kann, bestehen; *daß seine Gedanken weit hergeholt sind und sein Stil schwülstig und bombastisch ist.*

Der Oberhofprediger Doctor Lehnberg hat sich, meines Wissens, nie in der Dichtkunst versucht

sucht, obgleich er alle dazu erforderliche Eigenschaften zu besitzen scheint. Er ist blos als Prosaiker bekannt: aber ein Prosaiker, dessen Gleichen unsere Sprache vor ihm nicht gehabt hat und vielleicht nicht viele nach ihm wieder bekommen wird. Ich weifs nicht, ob er irgend einen berühmten Redner anderer Länder nachgeahmt hat: es ist wahrscheinlich, dafs er, wie Andere, sich nach gewissen Mustern gebildet hat. Aber es ist ohne Widerspruch gewifs, dafs er gebohren ward, sie selbst zu geben. Da ich seine Verdienste nicht mit mehr Wahrheit und Richtigkeit characterisiren kann, als es der Herr Oberst Sköldebrand in seinen Anmerkungen gethan hat, so begnüge ich mich, seine Worte ohne Zusatz zu wiederholen. *Monfieur Lehnberg*, sagt er, *distingué surtout par la clarté, la force et la simplicité du stíl, la grandeur et la vérité des idées, le brillant des images et le bon gout, qui preside à leur choix* *). Sie können vollkommen-

*) Herr Lehnberg ist vorzüglich durch die Deutlichkeit, die Stärke und die Einfalt des Stils, die Gröfse und die Wahrheit der Gedanken, den Glanz der Bilder, und den guten Geschmack in ihrer Wahl ausgezeichnet.

kommen überzeugt seyn, mein Herr, daß jeder einzelne Zug dieses Gemäldes der Wirklichkeit angemessen und durch keine Uebertreibung erhöht ist. Doctor Lehnbergs gedruckte Arbeiten bestehn in seinen beyden Denkschriften auf *Birger Jarl* und *Gyllenhjelm*, nebst der Gedächtnisrede über den Reichsrath *Hermanfon*, seinen Vorgänger in der Academie. Diese drey Stücke werden von allen Kennern für classisch in unserer Sprache gehalten, und man hat davon gesagt, daß die Beredsamkeit bey uns mit diesem Verfasser *erwachsen* *gebohren* ward. Ein Ausdruck, der viel sagt, aber nicht mehr als bloße Wahrheit, wenn er nur auf den Kreis *eigentlicher Schriftsteller* eingeschränkt wird: denn hoch über diesen Kreis war die Beredsamkeit lange vor Lehnberg in Schweden vorhanden, und saß schon auf dem Throne bereit ihn zu belohnen.

Durch nichts anders, als seine persönlichen Verdienste hat sich Doctor Lehnberg in wenigen Jahren von der niedrigsten Stufe seines Standes zu der ehrenvollen Stelle eines Vorgesetzten der Geistlichkeit am Hofe emporgeschwungen. König Gustaf III. setzte auf seine seltene Talente den

höchsten Werth; aber von dem gegenwärtigen König hat er, eigentlich gesprochen, die Belohnung derselben empfangen.

Blom, Rathsherr in Stockholm, erhielt durch Herrn Leopolds Gunst den zweyten Preis. Sehen Sie da eine kleine, kurz und gut abgefasste Characteristik eines der Mitglieder der Schwedischen Academie. Mit andern Worten heisst dies, dass Herr Blom nichts anders als ein Dichter von kaum mittelmässigem Werth ist, der niemals bis zum grossen Preise gekommen ist und der nicht einmal den zweyten anders als durch Vorworte und Vermittelung erhalten konnte. Dies hat der Reisebeschreiber ausgespäht.

Man muss sich in der That verwundern, dass Herr Acerbi, der beständig das Geheimste der Dinge entdeckt, den öffentlichen Verlauf dessen, was geschehen ist, immer so schlecht weiss. Vielleicht hätte er nicht übel gethan, sich selbst zuerst von dem, was auf handgreifliche, wirkliche Art vorgefallen ist, zu unterrichten, bevor er sich die Mühe gab, fremden Lesern die geheimen Triebfedern der Ereignisse zu enthüllen. Herr Blom hat, — dies ist die Wahr-

Wahrheit, — den grossen Preis zweymal und niemals den andern gewonnen. — Der Preis, von dem Herr Acerbi hier spricht, und den er den zweyten zu nennen beliebt, war zugleich der erste und der grösste, den es geben kann; nicht nur durch seinen Werth an Gold, sondern noch mehr durch die Ehre, einen Mitbewerber von so ausgezeichnetem Verdienst, als Herrn Silberstolpe, zu haben. Beyde mit dem grossen Preise belohnte, und nur durch den Vorzug der doppelten Belohnung, die Herrn Blom zufiel, unterschiedene Schriften werden in den Verhandlungen der Academie bey einander gedruckt angetroffen und sind beyde in fremde Sprachen übersetzt worden. Die Wettstreitenden hatten ausser der übrigen Academie die vornehmsten damaligen Dichter der Nation, einen Gyllenberg, einen Oxenstjerna, einen Adlerbeth, einen Sjöberg, einen Edelcranz, unter denen ein Kellgren zu der Zeit das Wort führte, zu Richtern. Ich lasse die Gunst des Herrn Leopold, der sich selbst ein wenig über die Bedeutung derselben wundern dürfte, dahin gestellt seyn. Aber es ist ziemlich lächerlich, davon bey Gelegenheit eines sol-

chen Gedichtes, als des gegenwärtigen, zu sprechen, das bey uns allgemein für eins der vornehmsten Muster, die unsere Sprache von einer erhabenen und zugleich gewählten Versification besitzt, gehalten wird: eine Eigenschaft, worin wenige Schwedische Dichter mit Herrn Blom dürften verglichen werden können, und ich lasse es unentschieden, wie weit irgend Einer ihn darin übertrifft. — Die Freundschaft zwischen Herrn Blom und Herrn Leopold ist eine bey uns nicht unbekannte Sache; aber sie fing, denke ich, gerade bey dieser Gelegenheit an. Sie waren vorher kaum persönlich bekannt. Der Preis, den Herr Blom so verdient gewann, war eine Veranlassung dieser Freundschaft und nicht, wie Herr Acerbi sich einbildet, eine Folge derselben. So, mein Herr, ist der Zusammenhang eines kleinen besondern Umstandes in der Geschichte unsrer schönen Literatur, der für auswärtige Leser kein besonderes Interesse haben kann, aber die Wahrheit scheint es wenigstens in dem Grade haben zu müssen, als die Lüge und die Ungerechtigkeit.

Edelcranz. Er ist eine Art von Zielscheibe für beyde Academieen. (*A kind of butt, to both Academies*). Ich habe diese Stelle zwanzigmal gelesen und doch konnte ich kaum weder meinen Augen, noch meinem Wörterbuch glauben. Im Fall der Ausdruck das, was er sagen zu wollen scheint, wirklich in sich schließt, und im Fall das Engländische Wort *Butt*, wie wenigstens mein Lexicon bezeugt, einen Gegenstand für das Gelächter und die Spöttereyen Anderer bedeutet, so gestehe ich, daß ich hier durch Herrn Acerbi von einer Sache unterrichtet werde, die ich nach einem siebenzehnjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt niemals würde vermuthet haben. Ich habe im Gegentheil gefunden, daß Herr Edelcranz allgemein als Dichter vom ersten Range, ein vortrefflicher philosophischer Kopf, ein Mann von seltenen Kenntnissen und sehr ausgebildetem Geschmack hochgeachtet wird. König Gustaf III. zeichnete ihn unter den Talenten seiner Zeit aus, und unter der gegenwärtigen Regierung scheint er noch schmeichelhaftere Beweise des Vertrauens und der Hochachtung zu genießen. Es ist unmöglich, daß

dafs sein Ansehen , bey seiner Weisheit und Vorsicht im Umgange, die bey ihm die Frucht einer sehr feinen Weltkenntnifs zu seyn scheint, so ganz, wie Herr Acerbi sagt, hätte sinken können, und am wenigsten in zwey gelehrten Gesellschaften, unter deren würdigsten Mitgliedern ich ihn immer von allen verständigen Leuten habe zählen gehört. Man wird, was Acerbi eine Zielscheibe für Andere nennt, nur durch grofse, im Verstand, in den Kenntnissen oder der Kunst des Umgangs entdeckte Mängel, und wenige Personen dürften sich durch solidere Kenntnisse oder ein abgemessneres Betragen dagegen so sehr als Herr Edelcranz geschützt finden. Ich wage es wenigstens, mein Herr, Sie zu versichern, dafs, in welcher Gesellschaft er sich befinden mag, die meisten Menschen in dieser Hinsicht mehr von seiner, als er von ihrer Beurtheilung zu befürchten haben. Es ist nicht leicht, den Vorzug unter Herrn Acerbi's Schamlosigkeit zu bestimmen; aber diese hat in einem ziemlich hohen Grade das Verdienst der Neuheit und Ueberraschung.

Paykull. Herr Acerbi hat große Sorge, seinen Lesern zu berichten, daß die Uebersetzung, die der Canzleyrath Paykull vom Anacreon herausgegeben hat, nicht nach dem Original gemacht ist; aber er erzählt ihnen nicht, daß diese Uebersetzung für eine der wirklich guten Uebersetzungen, die vom Anacreon gemacht sind, und eine von den Arbeiten in unsrer Sprache, die nicht daraus verschwinden werden, gehalten wird. Als Herr Paykull seine Theaterstücke schrieb, war er noch zu jung, um ihnen den übrigen Werth, den sie bey seinem Talent für die Versification hätten gewinnen können, zu geben. Seine Virginia ist gleichwohl mit Beyfall auf unserm Theater aufgenommen worden, und hat von einem Verfasser, der nach ihm denselben Gegenstand behandelt hat, verdiente Gerechtigkeit genossen.

Aber es ist nicht blos sein Werth als Dichter, den Herrn Acerbi zu verringern sich bemüht. Er hat ein größeres Verdienst, oder das seinen Namen, auch unter fremden Gelehrten, berühmter gemacht hat. Es sind seine Bemühungen in der Naturgeschichte, von denen
sei-

seine herausgegebenen Arbeiten, wie ich glaube, hinlänglichen Beweis ablegen. Da Herr Acerbi es nicht zu wagen scheint, das Verdienst ihres Inhalts in Anspruch zu nehmen, so muß dem Verfasser wenigstens das Recht daran abgesprochen werden. *Seine Fauna Svecica* (so sind Herrn Acerbi's eigne Worte) *soll nicht seine eigne Arbeit seyn*. Sehn Sie hier also noch ein Geheimniß, das Herr Acerbi weiß und das bis auf diesen Tag kein Ohr unter uns jemals hat erwähnen gehört. Ich meines Theils habe wenigstens während einer Zeit von 25 Jahren gesehn, daß Herr Paykull sich mit diesen Beschäftigungen abgab, und habe mehrere Male ganze Wochen in seiner Gesellschaft zugebracht, während er daran arbeitete. Wenn er mit seinem Genie, seinen Sprachkenntnissen, seiner außerordentlichen Liebe für diese Gegenstände, seiner unaufhörlichen Beschäftigung von Kindheit an mit denselben, und den bedeutenden Kosten, die er auf Sammlungen darin verwandt hat, doch nicht für den Urheber seiner Arbeiten gehalten werden soll, so darf ich selbst mich nicht für den Verfasser dessen, was ich hier schreibe, ansehen,

hen, und muß es als möglich voraussetzen, daß eine andere Hand als die meinige diese Buchstaben zeichnet.

Es kann wenigstens hier nicht gesagt werden, daß Herr Acerbi die Person, von der er spricht, nicht kennt. Er ward während seines Aufenthaltes in Schweden mit aller möglichen Freundschaft auf Herrn Paykulls Landhaus aufgenommen, hatte einen freyen Zutritt zu seinen Sammlungen und hat ihm mehrere der Nachrichten, ja sogar einen Theil der Zeichnungen, die in der Reisebeschreibung gefunden werden, zu verdanken. — Da diese Höflichkeiten eine dankbare Erinnerung erforderten, so hat er auch nicht unterlassen, sich dieser Schuld zu entledigen.

Es ist mir unmöglich, fortzufahren. Ich bin müde und es ekelt mich, länger über dieses Archiv von Unwürdigkeiten zu verweilen und mein letzter Brief würde gegen meinen Voratz der längste werden, wenn ich es unternehmen wollte, Allen, die von Herrn Acerbi ungerecht beleidiget werden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist nicht einmal leicht zu begreifen, wie oder woher er eine solche Anzahl

zahl ungereimter Angaben zusammenzuhäufen im Stande gewesen ist. Seine eigene, freylich fruchtbare Erfindungskraft scheint dazu nicht hinreichend gewesen zu seyn und man ist gereizt, einen kleinen Scherz über diesen Gegenstand, der bey uns auf Veranlassung der Arbeit des Herrn Acerbi gelesen ward, beynahe für wirkliche Wahrheit zu halten. Es ist eine Art satyrischer Bekanntmachungen unter seinem Namen, von der Zeit seines Aufenthalts in Stockholm datiert, und mit Ausnahme eines einzigen kleinen harten Wortes, sonst von guter Beschaffenheit. Sie lautet folgendermaßen:

„Da der Unterzeichnete gesonnen ist, eine Beschreibung über Schweden zusammenzulügen, worin er sich vorsetzt, zum Nutzen und Vergnügen fremder Leser, die möglichst größte Anzahl von Personen höhern und niedern Standes zu verläumdern; allein ein solches Unternehmen sich ohne geneigten Beystand nicht bewerkstelligen läßt: so werden hiermit Alle, die irgend einen verdienten Mann wissen, den sie in einer fremden Sprache, mehr oder weniger ungereimt angegriffen und verunglimpft zu sehen wünschen sollten,

ten,

ten, aufgefordert, selbst nach Gefallen die zu diesem Zweck nöthigen Unwahrheiten und Lästungen zu erdichten: sie sollen mit Dankbarkeit angenommen und benutzt werden, so bald sie mündlich oder schriftlich dem Unterzeichneten, der im Rosenadlerschen Hause, am Münzmarkt, zwei Treppen hoch wohnt, mitgetheilt werden. Stockholm, den 23. May 1799."

Man findet sich in der That in Verlegenheit, ohne die Annahme einer solchen Unterstützung, die Mannichfaltigkeit dieser Art, die sich bey dem Reisebeschreiber zeigt, zu erklären. Aber wenn man leider! genöthigt wird vorauszusetzen, daß er hierbey wirklich einer nicht geringen Unterstützung von dem einheimischen Unwillen genossen hat, so muß man wenigstens seine Unverdroffenheit, ihn aufzusuchen und zu gewinnen, bewundern. Dies macht seiner Thätigkeit Ehre; aber es wäre gut, wenn ein Theil dieser Ehre auch seiner Beurtheilungskraft zu Gute käme, und man einen Mann von Verstand und Geschicklichkeit in der Art, einen solchen Beystand zu gebrauchen, wiedererkennte. Ich will hiermit nicht sagen, daß er weniger Unwahr-

wahrheiten hätte berichten oder eine geringere Anzahl Personen verunglimpfen sollen; ich bin weit davon entfernt, es hätte nur auf eine andere Art und mit etwas weniger sichtbarer Ungereimtheit geschehen müssen. Denn wenn die menschliche Verworfenheit es höchlich liebt, Anderer Demüthigungen zu sehen oder zu lesen, so liebt sie es gleichwohl nie, daß man ihr dies Vergnügen entweder durch elende Plattheiten, denen sie, ohne zu erröthen, ihren Beyfall nicht geben kann, oder durch sonnenklare Unwahrheiten, die ihre Beurtheilungskraft bloßstellen, verschafft. Es ist daher nicht genug, daß ein Reisebeschreiber, in welches Land er kommt, den einheimischen Haß und den Neid allezeit fertig findet, ihm mit unzähligen kleinen gemeinen Angaben zu dienen. Er muß zwischen einigermaßen brauchbaren und durchaus untauglichen Schmähungen einen Unterschied zu machen wissen. Er muß sich bedenken, daß der heimliche Unwille zwischen Landesleuten, wenn er sich unter dem Namen eines ausländischen Verfassers verborgen siehet, kein Maas, keine Schicklichkeit mehr beobachten zu dürfen.

dürfen glaubt, und sich Alles, grobes und feines, witziges und plattes erlaubt, wohl wissend, daß, wenn man die Lügen zu plump, oder die Lästerungen zu dumm findet, nicht Er, sondern der Reisebeschreiber es ist, der deswegen verachtet wird. Aber Herr Acerbi scheint nicht Beurtheilung genug gehabt zu haben, um dies alles einzusehen. Er hat nicht bedacht, daß, was aus dem Schmutz aufgenommen wird, wenigstens immer ein wenig gereinigt werden muß, eh' es anständigen Leuten vorgezeigt werden darf: oder, wenn es zu schändlich ist, unverzüglich wieder dahin zurückgeworfen wird. Weit davon entfernt hat er alles, was möglicherweise zusammengehäuft werden konnte, für Perlen angesehen und hat sein Buch, von einem Ende bis zum andern, theils mit Beschreibungen von Personen und Sitten, die bey der geringsten Aufklärung sich selbst widerlegen, theils mit einer Menge Anekdoten und kleiner Erzählungen von so jämmerlicher Art angefüllt, daß man ohne einen Funken gesunden Verstandes seyn müßte, um sie ohne Verwunderung und Mitleid zu lesen. Ich habe bereits vorhin der

Anek-

Anekdote vom Wirthshause in Fittja erwähnt; ein alter, abgenutzter Lakeyenwitz, den man sogar unter dem größten Pöbel nicht mehr hört, und der von Herrn Acerbi gleichwohl Gustaf III. zugeschrieben wird. Wenn alle die übrigen nicht von gleicher Rohheit sind, so sind sie wenigstens alle von gleicher Geschmacklosigkeit durch ihre Leerheit an Verstand und Schicklichkeit. Welcher Mensch von der geringsten Beurtheilung wird zum Beyspiel jemals glauben, daß ein Mann, der eines der höchsten Aemter in seinem Vaterlande bekleidet, sich nicht in seinen Wagen zu setzen waget, ohne sein Testament gemacht und sein Haus bestellt zu haben, weil er erwartet, so wie Elias, lebendig in den Himmel aufgenommen zu werden? Wer, wenn nicht ein Kind oder ein Einfaltspinsel, wird sich einbilden lassen, daß ein Staatsgefangener auf der Festung Warberg durch den Vorkauf aller Zufuhr eine Hungersnoth hervorbringen konnte, und daß die Garnison und Bürgerschaft gehungert habe, während er sein Gefängniß zu einem Magazin von Eiswaaren machte? Ist es glaublicher (denn daß es nicht wahr ist, dafür bin

bin ich Bürge) daß eine Actrice, die, eines kleinen Zankes mit der Theaterdirection wegen, aus dem Reiche flüchtet, auf einem Wirthshause in's öffentliche Tagebuch, das vor aller Reisenden Augen liegt, Unhöflichkeiten gegen den König schreibt, die ihm durch das Gouvernement der Provinz zugelandt werden? Bemerken Sie, ich bitte, daß diese Schauspielerin gleich darauf zurückkam, sehr wohl aufgenommen ward, noch in Schweden lebt, und ein Frauenzimmer von eben so vielem Verstande und Artigkeit, als großem Talent ist. Es sind nicht zwey Tage, daß ich mit ihr von dieser vorgeblichen Anekdote sprach, und daß sie mit der Verachtung, die eine solche Dummheit verdient, darüber lachte.

Von gleichem Werth und gleicher Wahrheit mit diesen sogenannten Anekdoten sind eine Menge der übrigen, z. B. von dem vornehmen Herrn, der mit seinen Lakeyen Karten spielte, von dem magnetischen Officier, von der Malzeit des Prinzen von Hollstein bey der verwittweten Königin, mit einem Worte, so weit ich mich erinnern kann, alle ohne Ausnahme. Die
Anek-

Anekdote von Linné characterisiert besonders sowohl den Verstand als die Gesinnung des Reisebeschreibers. Was soll man in einer solchen Erzählung bewundern, die Jämmerlichkeit ihres Inhaltes oder die innerliche Freude, einen grossen Mann zu beschimpfen? Linné konnte Ruhm und Ehre lieben: er hatte das Recht, sie zu erwarten. Aber war er wahnsinnig? Hat er bey irgend einer Gelegenheit die Verrücktheit eines Narren bewiesen? Da indessen irgend ein bedeutender Mangel an vernünftiger Beurtheilung entweder bey dem grossen Mann oder bey dem Reisebeschreiber vorausgesetzt werden muss, so muss Herr Acerbi verzeihen, dass man in der Wahl nicht zweifelt.

Weil ich bey dem Capitel von Herrn Acerbi's Beurtheilung bin und noch die Feder in der Hand habe, so erlauben Sie mir zu erwähnen, dass ich in diesem Briefe nur davon in Hinsicht auf seine Eigenschaft als Erzähler gesprochen habe. Es ist für meinen Endzweck genug gewesen. Aber ich würde einen lustigern Gegenstand bekommen, wenn ich seine Beurtheilung mit Hinsicht auf seine Eigenschaft als philosophischer Den-

Denker betrachten wollte, wofür er gleichfalls gehalten werden will, so wie für einen Maler, Musicus, Kritiker, Statistiker, Mechanicus, Naturkundigen, mit einem Wort, für Alles. Die langen gelehrten Seiten dieser Art, die er an verschiedenen Stellen eingewebt hat, unterlassen nicht, dem Beobachter ein Vergnügen von einer gewissen eigenen Beschaffenheit zu gewähren. Lassen Sie uns nicht von den kostbaren Reflexionen über das Stammbuch bey Trollhätta, oder die funkelnagelneuen Sachen, die er uns über den Ursprung der Schifffahrt u. s. w. sagt, reden. Aber ich bitte Sie, mein Herr, vor Allem seine Philosophie über Gelehrsamkeit, schöne Literatur, Academieen und Protection der Literatur zu lesen. Und wenn Ihnen am Ende dieses Labyrinthes, nach der Durchwanderung desselben, der Kopf nicht ein wenig schwindelt, wenn Sie etwas Anderes als die Erinnerung an Wörter und Phrasen daraus mitgebracht haben, wenn Sie sagen können, zu welchem vernünftigen Resultat er Ihr Urtheil geleitet hat und ob er will, daß die Literatur von Regenten befördert oder unterdrückt werden soll, so werde

Ihnen für die Nachricht davon sehr verbunden seyn.

Ich schliesse, mein Herr, indem ich es Ihrem Gefallen überlasse, den Gebrauch von diesen Briefen zu machen, den sie für dienlich ansehen. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie glauben, daß sie zu irgend einem allgemeinem Gebrauch angewandt und bey der vorzunehmenden Uebersetzung der Reisebeschreibung auf eine oder die andere Art gebraucht werden können, und seine Mißgriffe und Ungerechtigkeiten zu verbessern. Ich habe nur noch einige Worte hinzuzusetzen.

Man hat in einem Ihrer gelehrten Journale zu zeigen versucht, daß Herr Acerbi wirklich mit Ruhm von Schweden gesprochen hat. Das heist in der That, die Dinge von der guten Seite ansehen, und auf unsere Rechnung unendlich mässig in seinen Forderungen seyn. Mit demselben Rechte würde man behaupten können, daß, wer Ihnen nur das Angesicht und nicht die Hände schwarz macht, ganz anständig mit Ihnen verfährt oder daß ein Maler Sie sehr vorthellhaft geschildert hat, wenn er Ihnen einen ziemlich

lich

lich verhältnißmässige Nase und eine schöne Perücke gegeben hat, während er Sie übrigens in seinem Gemälde schielend, schiefbeinigt und pucklicht erscheinen läßt.

Wir verlangen keinen Ruhm, sondern nur Wahrheit und Gerechtigkeit. Nach allem, was Herr Acerbi von unserm Lande, unsern Einrichtungen, unsern Königen gesagt hat, nach der Art, womit er vom Hofe, dem Adel, dem schönen Geschlecht, den Sitten, dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur bey uns spricht; nach seinen unzähligen Ungebührlichkeiten gegen ganze Corporationen und einzelne Verdienste, dürfte weder er noch irgend ein Anderer erwarten müssen, uns zu besonders dankbarem Gefühl über die Güte, womit es ihm gefällt Trollhätta's der Kunstkammer und einiger Schuleinrichtungen zu erwähnen, gerührt zu finden. Es wäre eine zu grobe Unschicklichkeit bey einem Reisebeschreiber, in einem Lande, das seit mehreren Jahrhunderten Gesetze, Sitten, Wissenschaften gehabt, das eine Menge grosser Männer in der Kriegskunst, der Gelehrsamkeit und der Politik hervorgebracht hat und von mehre-

ren großen Königen, als irgend ein Land in Europa in gleicher Zeit aufweisen kann, regiert worden ist, — es wäre eine zu große Unschicklichkeit bey einem Reisebeschreiber, sage ich, in einem solchen Lande keine einzige des Beyfalls und der Aufmerksamkeit würdige Sache gelten lassen zu wollen. Aber es ist keine Kunst, hier und da unter tausend Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten ein schwülstiges Lobwort hineinzuwerfen. Es ist eine Kunst, beyde Theile so abzuwägen, daß sie nicht in den Augen vernünftiger Leute einander vernichten. Es wäre besonders ein Verdienst, mit Kenntniß zu rühmen und mit Höflichkeit zu tadeln. Aber sehen Sie da ein Verdienst, von dem Herr Acerbi sich noch keine Art von Begriff erworben zu haben scheint, und das die Begierde, piquante Dinge zu sagen und in seiner Schreibart einen gewissen satyrischen Scharfsinn zu zeigen, bey unserm Reisebeschreiber gewöhnlich zu der seltensten Eigenschaft macht.

Man muß indessen vermuthen, daß die gegenwärtige, obgleich für unser Land nur wenig

nig

nig ehrenvolle, Reisebeschreibung für uns nicht ohne allen Nutzen bleiben wird, und daß wir dem Verfasser am Ende sogar einigen Dank schuldig seyn werden. Sie dürfte uns mehr als jede andere lehren, nicht mehr mit allzu offenen Armen einem Jeden, der das Verdienst hat, eine andere Sprache als unsere eigene zu reden, und der zwey bis dreyhundert Meilen weit kommt, um ein Buch über uns zu machen, entgegen zu fliegen. Die Demüthigung ist eigentlich nicht so sehr, mit Unrecht beleidigt zu werden, als die Ungerechtigkeit durch ein übereiltes Wohlwollen und übelverschwendete Höflichkeiten selbst zu erkaufen. Es ist besonders lächerlich, daß wir uns kaum im Stande glauben, den Fremdlingen ihren Aufenthalt unter uns angenehm genug zu machen, während der Zeit, die sie anwenden, Pasquille auf uns zu schreiben. Wenigstens scheint die Erinnerung an Herrn Acerbi eine lange Warnung für uns werden zu müssen, nicht mit zu großer Zuversicht auf ihre verbindliche Sprache, ihre Versicherungen von Hochachtung und Erkenntlichkeit zu rechnen, bis daß wir erfahren haben, auf was für Art sie dieselben

ben in ihren Tagebüchern ausdrucken und in der Unwissenheit, was diese Herren im Grunde wirklich sind, mit etwas größerer Vorsicht daran denken, was sie, wie wir durch Beyspiele gesehen haben, seyn können.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Bey-

B e y l a g e n.

A.

Herrn Acerbi's Zueignung.

An James Acerbi.

Mein theurer Vater!

Indem ich mich nach einem wahrhaft grossen Namen umherfah, um ihn meinem Buche vorzusetzen, bot mir mein Vaterland manche dar, die durch Verstand, Patriotismus und sogar grosse Thaten ausgezeichnet sind; aber die Gefühle eines Sohnes bestimmten mich zu einer andern Wahl, und mit den Empfindungen der Dankbarkeit und Ergebenheit für die Segnungen des Daseyns, der Erziehung und des Beyspiels widme ich Ihnen die ersten Früchte Ihrer Güte. Der Name eines Helden oder Staatsmanns möchte meiner Eitelkeit schmeicheln, aber der Ihrige

ge-

gewährt eine süßere Befriedigung; Ihr Name wird nicht in den Jahrbüchern Europa's gefunden — ich wünsche Ihnen deswegen Glück. Ein großer Name ist gefährlich. Ihr zurückgezogenes Leben bietet ächtere Vergnügungen an: in der Stille Ihres Landsitzes befördern und lieben Sie das Glück einer jeden Brust, die um Sie athmet; und während Sie mit der Beförderung des Ackerbaues, der edelsten Kunst, der sichersten Quelle des Nationalwohlstandes, der besten Beförderin menschlicher Glückseligkeit beschäftigt sind, genießen Sie die Zufriedenheit eines stillen und tugendhaften Lebens.

Während meiner langen Entfernung hat mir das Gedächtniß, seinen ersten Eindrücken getreu, die heitern Scenen meiner Jugend häufig zurückgerufen: und oft, in der Mitte glänzender Zerstreungen, und von einem schimmern- den Kreise umgeben, hob ein Seufzer meine Brust, und ich fand mich fremd und allein! Die Entfernung hat die Erinnerung erhöht, und meine ängstlichen Wünsche sind unwillkürlich nach Ihrer glücklichen Freystatt gekehrt gewesen.

Es

Es ist eine durch die Erfahrung eines jeden Tages bestätigte Wahrheit, bey Individuen sowohl als bey Gesellschaften, daß sie ihr Glück in dem Verhältniß verringern, als sie sich von der Natur entfernen. Meine weiten Wanderungen, meine langen Reisen dienen allein, meinem Wunsch, unter dem Schatten Ihrer Bäume und in dem Schoofs häuslicher Zurückgezogenheit zu ruhen, zu verstärken.

Glücklich werde ich seyn, wenn ich, indem ich diese Bände Ihren Händen überreiche, in dem geringsten Grad zu Ihrem Vergnügen beytragen sollte. Ich suche keinen andern Erfolg, ich verlange keine andere Belohnung, als Sie überzeugt zu haben, daß die an meine Reisen verwandte Zeit nicht ganz verlohren gewesen ist, und daß ich, indem ich Länder und Himmelsstriche gewechselt habe, nie von der pflichtmäßigen Achtung und Zärtlichkeit abgewichen bin, mit der ich bleibe und immer bleiben werde.

London,

d. 1. Febr. 1802.

Ihr ergebenster Sohn,
Joseph Acerbi.

B.

B.

Das fünfte Capitel.

Character Gustafs III., Königs von Schweden. — Bemerkungen über den wahren Ruhm und die Tugenden eines patriotischen Königs. — Character des Herzogs von Südermanland und sein Betragen während der Minderjährigkeit. — Thierischer Magnetismus in Stockholm aufgemunter. — Character des gegenwärtigen Königs von Schweden. — Zustand der Religion; Pressfreyheit; und Zustand der Künste und Wissenschaften in diesem Reich.

Das grofse Ziel des letzten Königs von Schweden bey allen seinen Handlungen war, Aufsehen in der Welt zu erregen. Man sollte von dem Anblick seiner Pracht, der Geschicklichkeiten und Talente, die er auf verschiedene Weise zeigte, zu glauben veranlaßt werden, dafs in Schweden kaum eine einzige der Aufmerksamkeit würdige Sache vorhanden sey, die nicht von ihm ihren Ursprung habe. Er wollte, dafs seine Regierung sich als das Zeitalter der Künste und Wissenschaften in Schweden auszeichnen soll.

sollte, wie in Frankreich die Epoche Ludwigs XIV. Große und erhabene Gemüther werden bisweilen von den Pfaden des wahren Ruhms, der in der Anwendung der Macht und Weisheit zu den wohlthätigsten Zwecken besteht, abgezogen, und huldigen allein dem persönlichen Ehrgeiz. Der Ruhm Carl's XII. von Schweden war der Ruin seines Landes: und darin ist er den heldenmüthigsten Monarchen gleich. Es kann für ein besonderes und außerordentlich gutes Glück gehalten werden, wenn der Muth und die Talente kriegerischer Fürsten einen ihres Feuers und Genie's würdigen Gegenstand finden. So war glücklicher Weise die Bestimmung Gustaf Wasa's und Gustaf Adolph's, die beyde mit Recht groß genannt werden; so die der Prinzen von Oranien, deren edlere Laufbahn mit Wilhelm III., König von England, beschlossen ward. Aber wenn eine wahrhaft ruhmwürdige Veranlassung diesen Fürsten gefehlt hätte, würde ihre natürliche Neigung für Ruhm und Auszeichnung vielleicht eine weniger günstige Richtung genommen haben. Carl's XII. Kriege waren ursprünglich gerecht und ehrenvoll; er trieb sie aber über den Punkt
hin-

hinaus, wo sie hätten enden sollen, und aus einer übermäßigen Leidenschaft für kriegerische Thaten, gebrauchte er sie zur Befriedigung seiner eigenen Neigung, und nicht als ein Mittel, den Angriff zurückzutreiben, und das Land wider die Ungerechtigkeit seiner Nachbarn zu sichern. Wie viel wahrhaft rühmlicher würde es gewesen seyn, wenn er in dem Lauf seiner Siege eingehalten und seinem blutenden und erschöpften Volke Ruhe gegeben hätte. Der Krieg, worin Gustaf III. mit den Russen verwickelt ward, und worin er eine Gröfse der Seele und eine persönliche Unerfrockenheit, die ihn seinen tapfersten Vorgängern gleichsetzen, bewies, ward durch die Intrigen und die übertriebenen Anmaßungen der nordischen Autocrasie veranlaßt. Aber der Versuch, ob Gustaf, hätte es in seiner Gewalt gestanden, nicht die Befriedigung seines eigenen Ehrgeizes dem eigentlichen Vortheil seines Landes vorgezogen haben würde, ward nie vollständig angestellt. Eine Ausöhnung zwischen den Russen und Schweden war eine nothwendige Folge des Friedens zwischen Rußland und der Turkey, wohey die
Schwe-

Schweden gewifs die größte Ehre davontrugen. Hätte England seine Pläne zu unterstützen fortgefahren, so würde der König von Schweden versucht worden seyn, weiter zu gehen. Gustaf's herrschende Leidenschaft indessen, der heimliche Vorzug, den er seinem eigenen Ruf vor dem Wohl seines Königreichs gab, zeigte sich auch in dem Laufe weniger Monate nach dem Friedensschluss von Wensla, denn er liefs sich in große Vorbereitungen zu einem Einfall in Frankreich ein, eine nicht weniger abentheuerliche Unternehmung, als Carl's XII. Zug nach Moscau, um den Zar zu entthronen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Gustaf III. an der Gränze Frankreichs den ganzen Muth, die ganze Festigkeit Carl's XII. bey Narva oder Bender bewiesen haben würde; aber wie verwelkt und verschwindet solche Tapferkeit, wenn sie auch von den glücklichsten Erfolgen gekrönt wird, im Vergleich gegen das gemäßigte und wohl geleitete kriegerische Talent und den Muth eines Fürsten, wie Heinrich IV. von Frankreich, der den Krieg gegen Oestreich nicht länger fortsetzte, als die Sicherheit seiner Krone und seines

nes Reichs erforderte, und keine neue Entwürfe bildete, bis er durch den unerfättlichen Ehrgeiz und die unaufhörlichen Intrigen seiner mächtigen Widersacher dazu angetrieben ward *). Persönlicher Muth, obgleich er Achtung verdient, ist keine ungewöhnliche Eigenschaft. In dem Auge einer gefunden Moral empfängt diese Tugend nur dann einen hellen Glanz, wenn sie in einer gerechten und ehrenvollen Sache angewandt wird. Man kann diesen Grundsatz für zu alltäglich halten, um ihn zu wiederholen; so gewöhnlich er aber auch in der Theorie ist, so ist er doch keinesweges so allgemein in der Praxis angenommen, als es das Beste der Menschheit zu erfordern scheint. Man darf daher nicht unterlassen, ihn, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit zeigt, einzuschärfen. Es ist ein wichtiger und interessanter Gegenstand für die Speculation, ob er in dem Fortgang der Civilisation

*) Zur Zeit seiner Ermordung wollte er in Person wider die Oestreicher zu Felde gehen, wobey, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine Hauptabsicht nicht nur die Sicherheit der Unabhängigkeit Frankreichs, sondern der Rechte aller europäischen Mächte war.

tion einen größern Einfluß auf das menschliche Gemüth erhalten, und seine gesegneten Wirkungen der Welt in einem höhern Grade, als er bis hieher gethan hat, zeigen wird. Zum Unglück für Schweden war es nicht ein Heinrich IV., sondern ein Ludwig XIV., den Gustaf zum Ziel seiner Nacheiferung wählte. Mit unaufhörlicher Begierde nach einem berühmten Namen strebend, war er gewohnt, unter seinen Hofleuten ganz unversteckte Vergleichen zwischen sich und diesem Monarchen anzustellen. Er suchte, gleich ihm, von dem Glanz der Literatur und der Künste umgeben zu seyn, und beeiferte sich, in allen Dingen als ein großer und freygebiger König zu erscheinen. Er war ehrgeizig, gleich seinem mütterlichen Oheim, Friedrich dem Großen von Preussen, zugleich ein Schriftsteller und ein Krieger zu seyn. Eifersüchtig auf Carl's XII. Ruhm drohete er, wie dieser, sein Land unter Ruinen zu begraben. Dichtern, Musikern und Malern ertheilte er einen hohen Grad des Schutzes und der Gunst. Er stiftete Gesellschaften und beschützte Gelehrsamkeit und Wissenschaft; doch dies Alles floss nicht aus einem reinen Ver-

langen, diese grossen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts zu befördern. Er machte diejenigen, die er begünstigte, zu Werkzeugen seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit. Sie waren in der That wenig mehr als das Echo seiner Wünsche, und dienten als Mittel, auf die öffentliche Meinung zu wirken, und sie zur Beruhigung bey verschiedenen Entwürfen, die er zur Erweiterung seiner eigenen Grösse und der Befriedigung seiner herrschenden Leidenschaften gebildet hatte, zu stimmen und vorzubereiten. Auch die Ermunterung, die er den schönen Künsten ertheilte, war auf nichts anderes als politische Rücksichten und selbstflüchtige Motive gegründet. Seine Absicht war, die Nation durch Schauspiele und andere Zerstreungen zum Erstaunen zu reizen, und das Volk durch den Glanz seiner Pracht zu verblenden und in Vergnügungen zu verstricken, damit es von Betrachtungen über seine bürgerliche Unterwürfigkeit und Erniedrigung abgewandt werden möchte. Er hatte die Absicht, jede Empfindung der Ehre auszurotten und jeden Funken von Freyheit zu vertilgen, um sein Scepter über eine Horde Skla-

Sklaven zu führen. Wenn die unpartheyische Geschichte die verschiedenen Kunstgriffe, wodurch dieser Fürst, der zum Unglück für sein Land ein Mann von unläugbarem Genie war, die Erfüllung aller seiner Absichten erreichte, enthüllen wird, werden wir überzeugt werden, daß er ein grösserer Feind der Schwedischen Nation, als Carl XII., war; denn Carl liess in den Gemüthern der Schweden einen Geist des Nationalstolzes sowohl als persönlicher Ehre und Selbstachtung und eine befriedigende Erinnerung an die edlen Thaten ihrer Ahnen zurück. Obgleich sie von ihm in das äusserste Unglück geführt waren, wurden sie durch seinen Namen zur Liebe des Ruhms beseelt. Sie waren stolz, einen solchen König gehabt zu haben, und beweinten sein Gedächtniß. Der Name Gustafs III. wird in dieser Stunde nur von Malern, Musikern, Comödianten und besondern Günstlingen hochgehalten. Was die Wissenschaften betrifft, so war Gustaf III. so weit davon entfernt, ihnen irgend eine wesentliche Unterstützung zu gewähren, daß er sie im Gegentheil mit Vernachlässigung, wenn nicht mit Verachtung, behandelte.

Die prächtige, von Linné für die Naturgeschichte zusammengebrachte, Sammlung ward mit seiner Erlaubniß von einem Engländer gekauft und nach England gebracht. *) Viele von den Handschriften des unvergleichlichen Bergmann wurden, aus Mangel an Ermunterung in Schweden, von der Hand geschlagen und in Deutschland gedruckt.

Es würde kein unangemessener Gegenstand für eine philosophische Untersuchung seyn, die Fortschritte der Wissenschaften während der Regierung Gustaf's III. auszuspähen und sie mit den Erweiterungen, die sie während der letztern Zeiten des aristocratischen Systems oder vielmehr des Systems der beschränkten Monarchie erfuhren, zu vergleichen. Aus einer solchen Untersuchung würde wahrscheinlich erhellen, daß weder der Glanz eines Thrones noch der Schutz eines Fürsten zur Beförderung der Wissenschaften nöthig oder nur günstig sind. Es würde daraus hervorgehen, daß der wirksamste Schutz

der

*) Sie ist im Besitz des James Edward Smith M. D., der sich in Norwich aufhält.

der Gelehrsamkeit der ist, der ohne Einschränkung von dem Publicum herkommt: und daß die Wissenschaften, wie der Handel, durch die Dazwischenkunft einer Regierung nur um so übler daran sind. Sie gleichen der Sinnpflanze, die von der Berührung der reinsten und zartesten Hand verwelkt, aber gedeihet und blühet, wenn sie sich selbst gelassen wird. Wenn man sich nur in eine oberflächliche Vergleichung des Zustandes der Wissenschaften unter der Regierung Gustafs III. und während der Aristocratie einläßt, so finde ich keinen Naturforscher der an Linné's Seite gesetzt werden könnte, keinen Mineralogen von so ausgezeichnetem Verdienst und Ruf wie Bergmann; keinen Sprachkenner und Alterthumsforscher, der dem berühmten Ihre gleich käme: keinen Mathematiker, der mit Klingenstjerna, dem berühmten Erfinder der achromatischen Telescope zu vergleichen wäre; keinen Chemiker, der mit Wallerius zu wetteifern vermöchte, keinen Arzt gleich Rosenstein, noch keinen, der in orientalischen Sprachen so weit wie Aurivillius gekommen wäre. Wenn wir betrachten, was der Schwedische Adel vor Gustafs

stafs III. Zeit war, und was er seit seiner Regierung gewesen ist, so erblicken wir mit einem Male einen schneidenden Contrast: Gustaf, obgleich er selbst Genie genug besafs, hatte nur dumme, und sogar unwissende und schwache Männer um sich. Die Edlen werden nicht mehr von dem alten Geist der Nacheiferung und einem Verlangen, sich als Tonangeber im Rath auszuzeichnen, belebt. Beredsamkeit, mit der ganzen Mannichfaltigkeit der Kenntnisse und der Bildung, die zu einem guten Redner nothwendig sind, ist für sie von keiner Wichtigkeit mehr. Der Eifer, sich auf die allgemeinen Kenntnisse zu legen, und die Vervollkommnung des Geistes sind durch die Constitution von 1772 aufgehoben, und so lange diese Constitution dauert, werden wir wahrscheinlicher Weise von keinem grossen Character unter den Schwedischen Edlen hören. Der ehemalige Reichsrath war, es ist wahr, bestochen, feil und immer bereit, sich selbst an den Meistbietenden zu verkaufen; aber auch sogar in dieser Neigung zur Käuflichkeit war ein Antrieb enthalten, sich Eigenschaften und Vollkommenheiten zu erwerben, die zur

Aus-

Auszeichnung führen konnten. Frankreich und Rußland kauften geschickte Mitglieder des Rathes um keinen geringen Preis; die übrigen wurden übersehen und außer Acht gelassen.

Während der Regierung des Herzogs von Südermanland erlitten die Rücklichten und das System, in einem Wort, der Geist der Schwedischen Staatsverwaltung eine völlige Revolution. Gustaf war ein geschwornener Feind der Französischen Staatsumwälzung, und war auf dem Punkt, die Waffen der Schweden mit denen der allgemeinen Confoederation zu vereinigen; und wenn er gelebt hätte, würde er zum wenigsten eine Aufopferung von einigen Regimentern gemacht und einige Millionen Reichsthaler der Schuld, womit er die Nation bereits belastet hatte, hinzugefügt haben. Der Regent blieb neutral, stiftete eine Verbindung mit Frankreich und befliss sich der Oekonomie. Die Folge war, daß das Discout des Schwedischen Papiergeldes in Hamburg, Riga und andern Orten von fünf und zwanzig auf zehn Procent sank. Diese Neutralität war darauf berechnet, den Schweden einen Theil des Nationalcharacters wiederzugeben,

ben, den Gustaf so sehr bemüht war zu zerstören: es ward dem tapfern und redlichen Volke wieder vergönnt, die Idee der Freyheit hochzuhalten und sich des Wortes zu bedienen, ohne dadurch zu beleidigen. Der Herzog von Südermanland wußte eine Nation gerecht zu schätzen, welche, zur Vertheidigung ihrer Freyheit, sich zu verschiedenen Malen wider Tyrannen aufgelehnt hatte, und deren Verhalten bey öffentlichen Angelegenheiten im Ganzen so gewesen war, wie es einem aufgeklärten Volke zukommt. Männer von Einsicht und Gelehrsamkeit begannen ihre Stimme zu erheben, und ihre Stimme ward gehört. Der Presse ward eine grössere Freyheit ertheilt; und obgleich die strengen Einschränkungen von Gustaf III. förmlich abgeschafft waren, so war den Schriftstellern doch nicht erlaubt, sich ohne Furcht über Gegenstände von politischer Natur auszulassen und die Wahrheit ohne Zurückhaltung zu gestehen. Man spürte diese Veränderung besonders in dem Buchhandel, der sehr ermuntert und vermehrt ward.

Nur in einem Stücke hat der Herzog von Südermanland eine Schwäche verrathen, nämlich

lich in Hinsicht des *Mesmerismus* oder des *thierischen Magnetismus*; von den meisten Männern von Einsicht und Gelehrsamkeit wird der Glaube daran weder für einen Beweis eines gefunden Sinnes noch für ein Zeichen eines aufgeklärten Verstandes gehalten. Einige Personen von Auszeichnung am Schwedischen Hofe brachten einige Zeit in Paris zu, da die Lehren und Ausschweifungen Mesmers im Gange waren, und Jedermann darauf horchte. Diejenigen, die in seine Geheimnisse eingeweiht wurden, mußten ihm für ihre Zulassung hundert Louisd'ors bezahlen, und da die Selbstliebe es nur schwer über sich erhalten kann, zu gestehen, daß man betrogen worden ist, waren sie geneigt, den Täuschungen, wofür sie eine so beträchtliche Summe bezahlt hatten, nachzugeben, und sie bemühten sich nicht allein, sich selbst in den Glauben zu versetzen, daß sie wirklich einen schätzbaren Zuwachs von Kenntnissen erlangt hätten, sondern sie suchten auch andere davon zu überzeugen. Aus dieser Ursache kann der Fortschritt dieser dunkeln Wissenschaft erklärt werden, der nirgends schneller und glücklicher als in Stockholm war.

war. Einem gewissen Officier in der Schwedischen Armee gelang es, die Aufmerksamkeit des Hofes in so weit auf sich zu ziehen, daß ihm das Vorgeben, für die Wirkungen des thierischen Magnetismus besonders empfänglich zu seyn, und die Nachahmung von Verzückungen und Nachwanderungen zu seiner Beförderung nützlich ward. Wenn er unter den Händen des Magnetiseurs war, stellte er sich schläfrig, erwacht dann wie aus prophetischen Träumen und sagte künftige Ereignisse vorher. Er prophezeite seinen eignen Tod, der in der ersten Schlacht, worin er kämpfen werde, Statt finden würde. Die leichtgläubigen Leute, in deren Gegenwart er diese Vorherfagung äußerte, beklagten sein grausames Geschick. Die Höflinge widersetzten sich weder seiner militärischen Beförderung, noch seiner zunehmenden Gunst bey Hofe, in der tröstlichen Idee, daß er nur eine kurze Zeit zu leben habe und in keine Collision mit ihrem Interesse kommen werde. Denjenigen, denen zu schmeicheln er der Mühe werth hielt, sagte er lauter Gutes. Er versicherte den Premierminister Grafen Sparre, daß er, ohne den Tod

zu

zu kosten, gleich dem *Elias* lebendig gen Himmel fahren würde. Und es heisst, dass dieser gute Mann so bereit war, ihm zu glauben, dass er unverzüglich seine weltlichen Angelegenheiten berichtigte und niemals in seinem Wagen ausfuhr, ohne erst sein Gebet zu sagen und andere Vorbereitungen zu machen, damit er jeden Augenblick auf den ersten Wink bereit seyn möchte, seine himmlische Reise anzutreten. Ich will für die Wahrheit dieser Erzählung nicht bürgen; aber es ist gewiss, dass die außerordentliche Leichtgläubigkeit des Hofes, in diesen sowohl als andern Stücken, Betrüger ermunterte, alle mögliche Streiche und Kunstgriffe auszuüben. Ein junger Officier, der keine Freunde von Rang und Bedeutung hatte, auf die er sich, seiner Beförderung wegen, verlassen konnte, nahm zu folgender List seine Zuflucht, um den Regenten für sein Bestes zu interessiren und sein eignes Glück zu gründen. Er ging in dem Schweigen der Nacht zu dem königlichen Pallast in Drottningholm, und verwundete sich selbst sehr ernsthaft mit einer Pistole am Arm: gleich nach dem Schuss rief er: Mord! und überzeugte

Jedermann, daß er von zwey Banditen angegriffen worden sey, die ihn für den Herzog von Südermanland, den sie hätten ermorden wollen, angesehen hätten. Der Herzog, über diesen Zufall sehr gerührt, und zugleich zum Mitleid gegen den armen Mann, der statt seiner gelitten hatte, bewogen, machte ihm ein Geschenk an Geld und stellte ihn in seinem eignen Regimente an. Da der Betrug nachher entdeckt ward, wurde der Betrüger aus der Schwedischen Armee verwiesen.

Der gegenwärtige König von Schweden hat eine Art des Betragens und einen Character der Sitten angenommen, die denen seines Oheims, mit dem er nie in Eintracht gelebt hat, geradezu entgegen sind. Während der ganzen Zeit der Regentschaft hielt sich der junge König selbst in einer gänzlichen Unbedeutendheit. Er erschien nie auf seinen eignen Antrieb vor dem Volk, noch that er irgend etwas, ohne vorher die Erlaubniß des Herzogs einzuziehen: es schien, als wenn er sich selbst während seiner Minderjährigkeit für Nichts achtete, allein in der Absicht, um dem Regenten das ganze Gewicht seines Anse-

sehens fühlen zu lassen, wenn der Zeitpunkt eintreten würde, der ihm verstattete, es in seiner völligen Ausdehnung auszuüben. Die Grundzüge in dem Character dieses jungen Fürsten sind, meiner Meinung nach, ein Ehrgeiz ohne Minister oder irgend eine Dazwischenkunft, die seiner unumschränkten Herrschaft Schranken setzen könnte, zu regieren, und ein aufrichtiger Wunsch, zu gleicher Zeit, so viel Gutes als in dem engen Kreise seiner Kräfte und Kenntniß liegt, zu stiften. Unter dem Einfluß zweyer Priester, und von einem Abscheu gegen das, was man neue Philosophie nennt, innig durchdrungen, ist er ein erklärter Andächtler geworden, und von daher ist ein Aberglaube begründet, welcher der fortschreitenden Aufklärung jedes mögliche Hinderniß in den Weg wirft. Diese beyden Priester sind der Bischof Fleddin und Bischof M * * *. Der erste war des Königs Lehrer in der Religion, er ist ein Mann ohne Gelehrsamkeit, aber von einem ehrgeizigen Gemüth, und bereit, seinem Privatinteresse jedes Opfer zu bringen. Die Religion Luthers artet unter seiner Leitung in die Gebräuche und Ceremonieen des Papstthums aus. Auf seinen Rath haben die Soldaten Befehl erhalten, am Charfreytage die Spitzen ihrer Gewehre niederwärts zu richten, und ihre Trommeln zu dämpfen, wie in Rom

und in andern catholischen Ländern. Bischof M*** war in seinen frühern Jahren ein Freund der Demokratie; er machte sich zuerst durch eine Abhandlung über diese Regierungsform unter dem Titel: *de Democratia optimo regimine*, bekannt. Er wählte den geistlichen Stand bloß aus eigennützigen Absichten; aber nachher ward er ein eifriger Verfechter der abgeschmacktesten Sätze des größten Aberglaubens, entweder weil er mit der Zeit wirklich ein Bekehrter zu dem, was er anfänglich nur *ex officio* glaubte, ward, oder wie einige Leute zu glauben geneigt sind, aus Heucheley. Er hat durch eine *Streitschrift über die Macht und den Einfluss des Teufels auf den menschlichen Körper* zugleich seinen geistlichen Eifer bewiesen, und seinen eignen Character an den Tag gelegt. Er beweiset in diesem Buch, mit bis zum mathematischen Beweise getriebener Gewissheit, wie er sagt, nicht allein das Daseyn des Teufels und seiner Wirkungen auf den Körper und das Gemüth des Menschen, sondern er ist in seinen Untersuchungen in dieser Hinsicht so glücklich gewesen, die verschiedenen Arten der Teufel und die geschickten Mittel, um sie zur Flucht zu bringen, zu unterscheiden. Er hat entdeckt, daß der *Diabolus crinitus*, oder der haarigte Teufel, durch eine Pflanze, *Hypericum quadrangulare* (St. Johanniswurz), vertrieben

ben wird. Man hat noch eine Anekdote, welche dazu dienen kann, einiges Licht auf den gegenwärtigen Geist der Religion in Schweden zu werfen. Bis auf die Regierung des letzten Königs herrschte eine Ceremonie, die in gleich großem Widerspruche mit den erweiterten Kenntnissen und dem gesunden Menschenverstande war, nämlich die, den Teufel zu beschwören, und ihm bey dem Gebrauch der Taufe zu befehlen, aus dem Körper des Kindes zu weichen. An die Stelle derselben war in der Regierung des letzten Königs eine andere, die den Verstand weniger beleidigte, gesetzt worden, aber bey der Geburt des jetzigen Kronprinzen ward der alte Gebrauch wieder erneuert, und der Teufel bekam ausdrücklichen Befehl, den Leib desselben zu verlassen.

Die Pressfreyheit ist in diesem Augenblick in Schweden ganz unterdrückt; die Herrschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens gewinnt Festigkeit, und wird vielleicht bald eben so unbegrenzt seyn, und dieselbe traurige Dämmerung, als nun in Spanien und Portugal herrscht, hervorbringen. Gustaf III., während er öffentlich die Pressfreyheit ermunterte, hielt sie heimlich in Fesseln. Er liebte es, für einen aufgeklärten und philosophischen Fürsten gehalten zu werden; und dem Anschein nach hinderte er
die

die Schriftsteller nicht, zu schreiben, was ihnen gefiel; aber sie waren immer manchen unerwarteten Folgen ausgesetzt, wenn sie irgend etwas, das dem Hofe mißfiel, bekannt gemacht hatten. Jetzt ist eine Censur - Commission eingerichtet, die die Werke verstümmelt, oder nach Willkühr ganz und gar unterdrückt; und was noch schlimmer, und in jedem andern Lande ganz unerhört ist, wenn die Censoren ein Werk haben passiren lassen, kann die Bekanntmachung desselben nachher vom Könige verboten werden. Ein Vorfall dieser Art ereignete sich während meines Aufenthalts in Stockholm mit einem „Gedanken über die Wiederherstellung der alten Monarchie in Frankreich“ betitelten Werk. Nach dieser Darlegung von Thatfachen wird es nicht schwer seyn, auf den Zustand der Wissenschaften und der Philosophie in einem Lande, wo solche Maafsregeln von der Regierung befolgt werden, zu schliessen. Der Contrast in dieser Rücksicht zwischen Schweden und Dänemark ist deutlich durch die Zahl der Journale und anderer periodischer Erzeugnisse, die jährlich in den beyden Ländern aus den Pressen hervorgehen, bezeichnet. In Dänemark zählte ich mehr als zwanzig; aber was das benachbarte Königreich betrifft, so konnte ich sowohl in der Hauptstadt, als in ganz Schweden, nicht mehr
als

als zwey auffinden. Die periodischen Schriften Dänemarks sind mit den freyesten Meynungen über alle Gegenstände angefüllt; in Schweden sind diese Blätter ohne die Anführung irgend eines Grundes oder voller nichtsagender Behauptungen abgefaßt. Dem Journal: „Schriften der Gesellschaft für die Erweiterung der der Mehrzahl der Bürger nützlichsten Kenntnisse,“ das von einer Gesellschaft philanthropischer Individuen bearbeitet und herausgegeben ward, und bey dem Publicum in grossem Ansehen stand, ward durch den König ein Ende gemacht: und weder die Mitglieder der Gesellschaft, noch der Herausgeber des Journals, waren jemals im Stande, irgend einen Aufschluß über die Ursache der Unterdrückung von Sr. Majestät zu erhalten. Ein anderes Journal, die *Extrapost* genannt (ein Ausdruck, der beynahe dem Wort *Courier* entspricht), ward wegen eines Dialogs, den es zwischen Luther und dem Teufel enthielt, und worin der letztere als ein zu guter Logiker erschien, verboten. Im Jahr 1798 ward ein königlicher Befehl erlassen, daß keine periodische Schriften ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs herausgegeben werden sollten. Die beyden einzigen Werke der Art, die jetzt in Schweden herauskommen, sind: — Journal für Schwedische Literatur und eine Sammlung vermischter Auf-

Auffätze *). Das erste ist blos ein Verzeichniß von Schwedischen Büchern mit kritischen Bemerkungen. Herausgeber ist Herr Silverstolpe, ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und einer überwiegenden Neigung zur Satyre. Das zweyte ist in einem guten Stil und einer feinen Manier geschrieben; es enthält viele schöne Stücke in der Literatur und den schönen Wissenschaften, so wie auch sehr freye und für die gegenwärtigen Zeiten und Verhältnisse kühne philosophische Versuche. Die Hauptarbeiter an diesem Journal sind Hr. Hersparre, Hr. Leopold und Hr. Lehnberg. Es würde bey mehr als einer Gelegenheit unterdrückt worden seyn, wenn diese Herren nicht nur ein bedeutendes Ansehen bey Hofe, sondern auch Einfluß bey den Censoren, befaßen hätten. —

*) Läfning i blandade ämnen.

An die Leser.

Meiner Entfernung wegen habe ich die gedruckten Bogen nicht selbst durchsehen können; ich bitte daher, vor der Lectüre die hier angegebenen Verbesserungen gefälligst zu bemerken.

Seite 5. Zeile 3. von unten lies *honoured*.

S. 16. Z. 4. v. u. muß es heißen: *die Schwedische Academie ward nicht 1788 sondern 1786 gestiftet.*

S. 34. Z. 1. v. u. schalte man hinter erforderlich war, *schildern* ein.

S. 36. Z. 4. lese man lieber: *dass die erstere ein Erzeugniss aus Italiens milderem Himmelsstrich ist, und die letztern im Norden hervorgebracht sind.*

S. 60. Z. 11. hinter Range schalte *so* ein.

S. 63. Z. 6. l. *mag* st. muß.

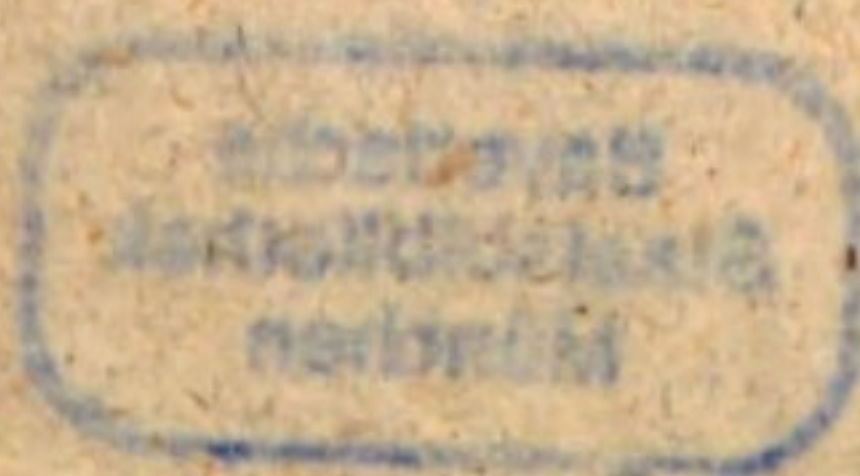
S. 65. Z. 11. l. *sollte* statt wird.

S. 88. Z. 10. l. diese von der Ungerechtigkeit grob entstellten Züge.

S. 95. Z. 4. v. u. l. *Eingriffe* statt Einschränkungen.

S. 108. Z. 4. v. u. l. statt: bey den verschiedenen Meynungen der Stände, *nach auseinandergegangner Versammlung,*

S. 109. Z. 5. v. u. l. *Vielherrschaft* statt Völkerschaft.



S. 121. Z. 11. v. u. l. *einem* st. *ihrem*.

S. 122. Z. 6. setze hinter *Einbildungskraft* *nicht*
hinzu.

S. 125. Z. 3. v. u. l. *Er* st. *Es*.

S. 137. Z. 6. v. u. l. *verblenden* st. *verblendet*.

S. 141. Z. 8. v. u. l. *Ödman*.

S. 157. Z. 1. l. *ihnen* st. *Ihnen*.

S. 172. Z. 2. v. u. l. *ihr Endzweck* ist.

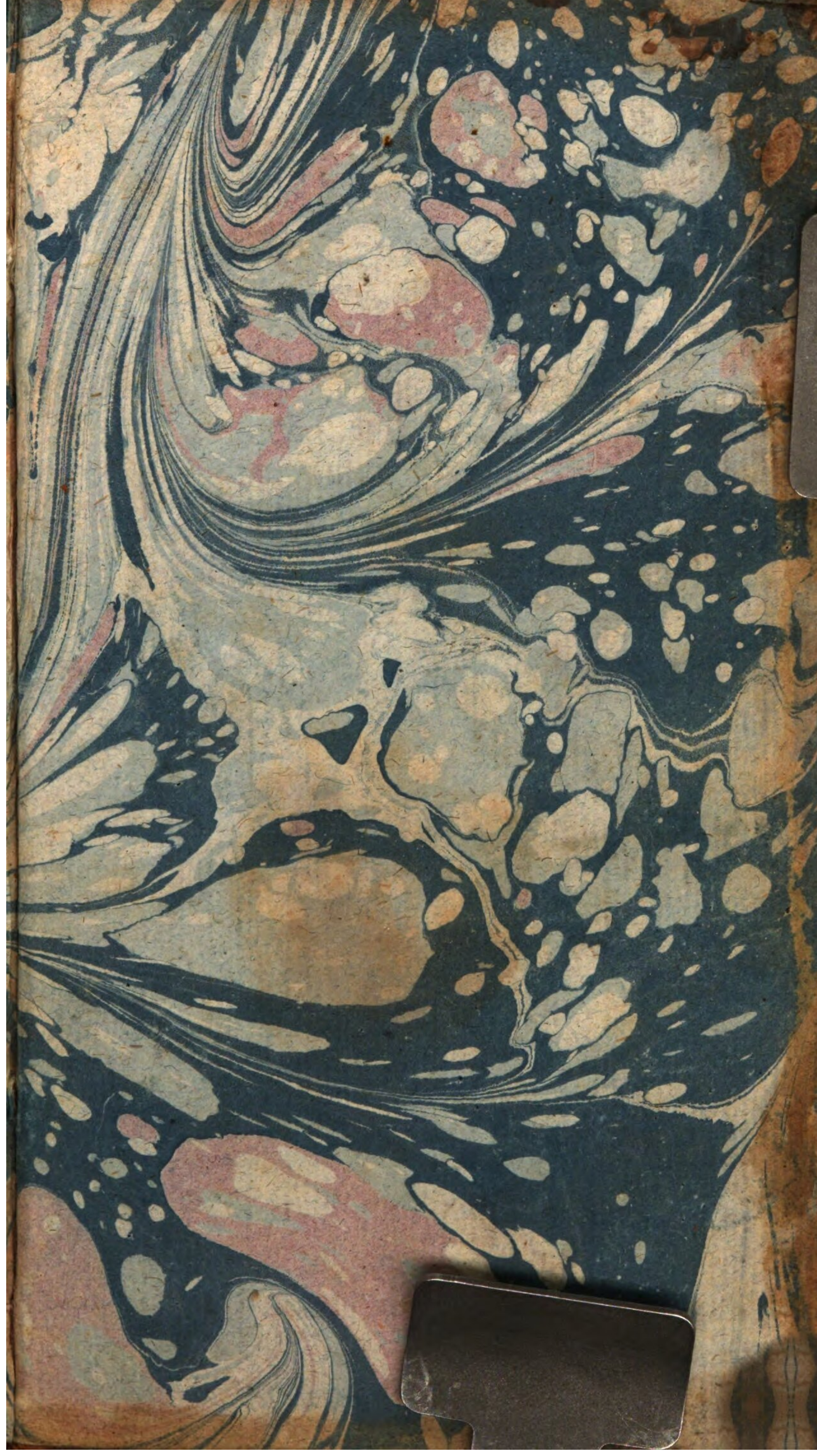
S. 173. Z. 1. l. *vortrefflicheres* st. *vortreffliches*.

S. 180. Z. 16. streiche *dafs* vor *was* weg.

S. 234. Z. 7. l. *Nachwanderungen*.

S. 237. Z. 15. l. *ist* st. *heißt*.





Rühs, Friedrich,

Briefe über Schweden und Schwedens neueste Verhältnisse

Halle 1804

H.sept. 167

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10452446-6